VERSUCH EINER DARSTELLUNG DER PSYCHOANALYTISCHEN THEORIE.

NEUN VORLESUNGEN,
GEHALTEN IN NEW-YORK IM SEPTEMBER 1912

VON

C. G. JUNG.

SONDERABDRUCK
AUS DEM
JAHRBUCH FÜR PSYCHOANALYTISCHE UND PSYCHO-PATHOLOGISCHE FORSCHUNGEN, V. BAND.

LEIPZIG UND WIEN.
FRANZ DEUTICKE.
1913.

Verlags-Nr. 2111.

VERSUCH EINER DARSTELLUNG
DER
PSYCHOANALYTISCHEN THEORIE.

NEUN VORLESUNGEN,
GEHALTEN IN NEW-YORK IM SEPTEMBER 1912

VON

C. G. JUNG.

LEIPZIG UND WIEN.
FRANZ DEUTICKE.
1913.

SONDERABDRUCK
AUS DEM
JAHRBUCH FÜR PSYCHOANALYTISCHE UND PSYCHO-
PATHOLOGISCHE FORSCHUNGEN, V. BAND.



Verlags-Nr. 2111.

Druck von Rudolf M. Rohrer in Brünn.

Vorrede.

In diesen Vorlesungen versuchte ich meine praktischen Erfahrungen in der Psychoanalyse mit der bisherigen Theorie zu vereinigen. Es ist eigentlich meine Stellungnahme zu den Leitsätzen, welche mein verehrter Lehrer Sigmund Freud aus jahrzehntelanger Erfahrung herausgearbeitet hat. Da mein Name mit der Psychoanalyse schon lange verknüpft ist und ich auch schon längst dem bekannten Pauschalurteile über die Psychoanalyse verfallen bin, so wird man sich erstaunt fragen, wieso ich erst jetzt mich über meine theoretische Stellungnahme erkläre. Als ich inne wurde vor 10 Jahren, um was für eine enorme Distanz Freud die Kenntnis der psychopathologischen Phänomene, überhaupt die Psychologie der komplexen Seelenvorgänge bereits damals überholt hatte, da verlor ich die Überzeugung, irgendwie imstande zu sein, eine wirkliche Kritik zu üben. Ich besaß nicht den Bekennermut jener Leute, die auf Grund des Nichtverstehens und des Nichtkönnens sich zu „kritischer" Ablehnung berechtigt fanden. Ich dachte, auf diesem Gebiete müsse man vorerst jahrelang bescheiden arbeiten, bevor man es wagen dürfe, zu kritisieren. Die übeln Folgen vorschnellen und oberflächlichen Kritisierens sind auch nicht ausgeblieben. Die weit überwiegende Mehrzahl der Kritiker hat mit ebensoviel Entrüstung wie Sachunkenntnis gänzlich daneben geschlagen. Die Psychoanalyse blühte unberührt weiter und kümmerte sich nicht um das unwissenschaftliche Gerede, das sich um sie erhoben hat. Wie man wohl weiß, breitet sich dieser Baum mächtig aus, nicht nur in einer Welt, sondern zugleich in zwei — in Europa und in Amerika. Die offizielle Kritik teilt das bedauerliche Schicksal des Proktophantasmisten und seiner Lamentation in der Walpurgisnacht:

„Ihr seid noch immer da! nein das ist unerhört.
„Verschwindet doch! Wir haben ja aufgeklärt! — —

Die Kritik hat es versäumt, zu beherzigen, daß alles, was ist, zureichenden Grund zu seiner Existenz hat, so auch die Psychoanalyse. Wir wollen nicht in den Irrtum unserer Gegner verfallen und deren Existenz verkennen und ihre Daseinsberechtigung leugnen. Dies überbindet uns aber die Pflicht, eine gerechte, auf Sachkenntnis beruhende Kritik selber anzuwenden. Es scheint mir, daß die Psychoanalyse dieser innern Ausbalancierung bedürfe.

Man hat zu Unrecht vermutet, meine Stellung bedeute eine „Zerspaltung" der psychoanalytischen Bewegung. Solche Schismen gibt es nur, wo es sich um einen Glauben handelt. In der Psychoanalyse aber handelt es sich um Wissen und um dessen wechselnde Formulierung. Ich habe mir William James pragmatische Regel zur Richtschnur genommen: „You must bring out of each word its practical cash-value, set it at work within the stream of your experience. It appears less a solution, then, than as a program for more work, and more particularly as an indication of the ways in which existing realities may be changed. Theories thus become instruments, not answers to enigmas, in which we can rest. We don't lie back upon them, we move forward, and, on occasion, make nature over again by their aid."

So ist auch meine Kritik nicht aus akademischem Raisonnement hervorgegangen, sondern aus Erfahrungen, die sich mir durch ernsthafte 10jährige Arbeit auf diesem Gebiete aufgedrängt haben. Ich weiß, daß meine Erfahrung keineswegs heranreicht an die außergewöhnliche Erfahrung und Einsicht Freuds, aber immerhin erscheint es mir, als ob gewisse meiner Formulierungen die Beobachtungstatsachen auf einen passenderen Ausdruck bringen, als dies in der Freudschen Fassung der Fall ist. Ich habe wenigstens in meiner Lehrtätigkeit gesehen, daß die in diesen Vorlesungen dargelegten Auffassungen mir besondere Hilfe gewährt haben in meinen Bemühungen, meinen Schülern das Verständnis für die Psychoanalyse zu eröffnen. Ich bin weit davon entfernt, in einer bescheidenen und maßvollen Kritik einen „Abfall" oder ein Schisma zu erblicken; im Gegenteile, ich hoffe dadurch das weitere Blühen und Gedeihen der psychoanalytischen Bewegung zu befördern und auch denjenigen einen Zugang zu den Wissensschätzen der Psychoanalyse zu erschließen, welche, der praktischen Erfahrung ermangelnd und an theoretischen Voraussetzungen krankend, bisher nicht fähig waren, sich der psychoanalytischen Methode zu bemächtigen.

Die Veranlassung zu der Abfassung dieser Vorträge verdanke ich meinem Freunde Herrn Professor Dr. Smith E. Jelliffe in New York, der mich freundlichst zu einem „Extension Course" der Fordham University einlud. Die 9 Vorlesungen wurden im September 1912 in New York gehalten. Ich spreche an dieser Stelle auch Herrn Dr. Gregory am Bellevue-Hospital meinen besten Dank aus für die bereitwillige Unterstützung meiner klinischen Demonstrationen. Für die mühsame Übersetzungsarbeit bin ich zu großem Danke verpflichtet meiner Assistentin Fräulein M. Moltzer sowie Mrs. Edith Eder und Dr. Eder in London.

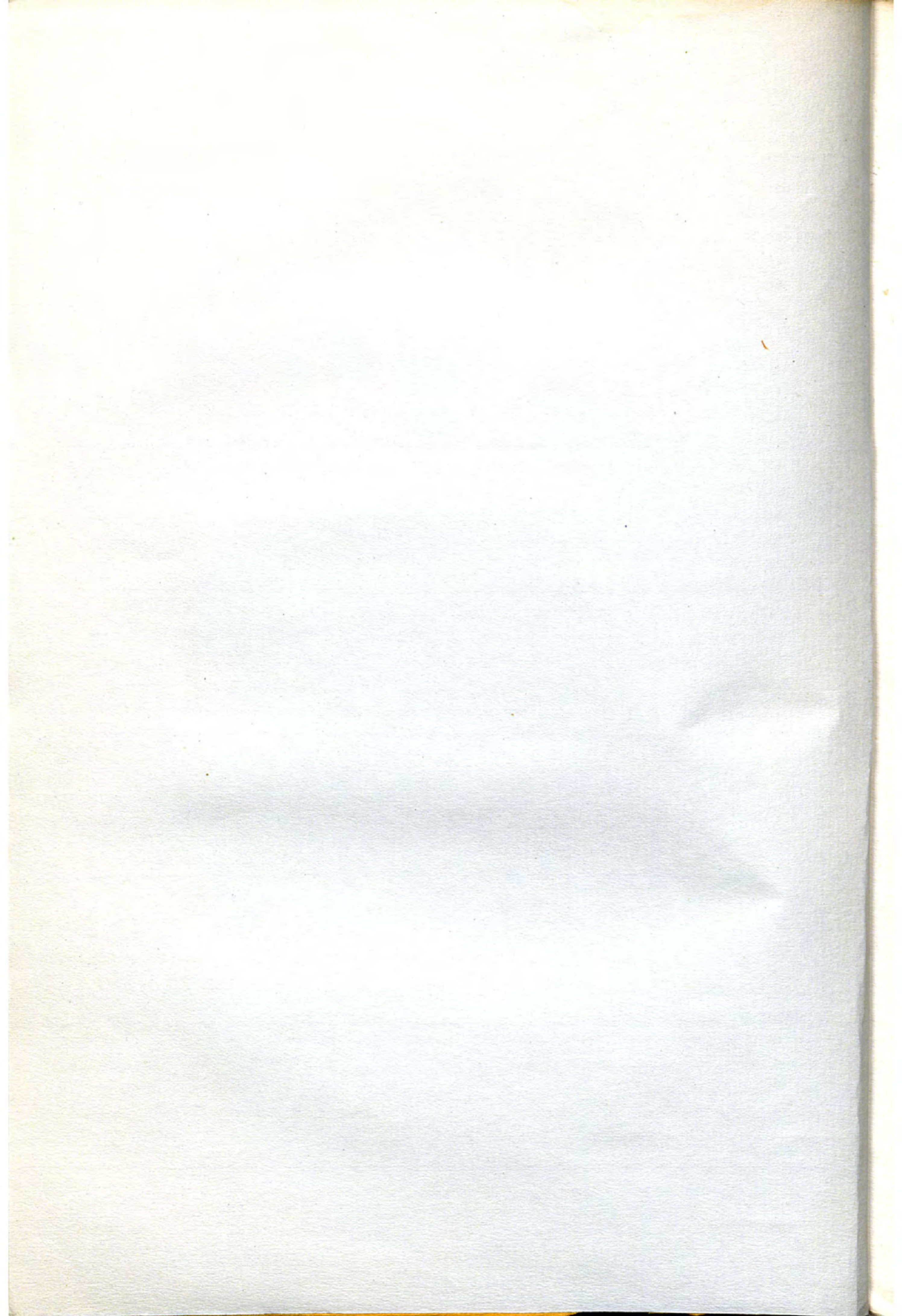
Erst nach Abfassung dieser Vorlesungen im Frühling 1912 ist mir im Sommer desselben Jahres das Buch Adlers: „Über den nervösen Charakter" bekannt geworden. Ich konstatiere, daß Adler und ich in verschiedenen Punkten zu ähnlichen Ergebnissen gelangt sind; ich muß aber hier auf eine nähere Auseinandersetzung verzichten. Es soll dies andernorts geschehen.

Zürich, Herbst 1912. **C. G. Jung.**

Die Veranlassung zu der Abfassung [illegible] welche [illegible] Bereich. Herrn Professor Dr. Smith Ely Jelliffe in New York, der mich freundlichst zu einem „Extension Course" der Fordham University einlud. Die 9 Vorlesungen wurden im September 1912 in New York gehalten. Ich spreche an dieser Stelle auch Herrn Dr. Gregory am Bellevue-Hospital meinen besten Dank aus für die bereitwillige Unterstützung bei den klinischen Demonstrationen. Für die mühsame Übersetzungsarbeit bin ich zu großem Danke verpflichtet meiner Assistentin Fräulein M. Moltzer sowie Mrs. Edith Eder und Dr. Eder in London.

Erst nach Abfassung dieser Vorlesungen im Frühling 1912 ist mir im Sommer desselben Jahres das Buch Adlers „Über den nervösen Charakter" bekannt geworden. Ich anerkenne, daß Adler und ich in verschiedenen Punkten zu ähnlichen Schlüssen gekommen sind; ich muß aber hier auf eine nähere Auseinandersetzung verzichten. Es soll dies anderwärts geschehen.

Zürich, Herbst 1912. C. G. Jung.



Meine Damen und Herren!

Es scheint mir keine leichte Aufgabe zu sein, im gegenwärtigen Moment über Psychoanalyse vorzutragen. Ich sehe dabei ganz ab von der Tatsache, daß dieses Gebiet überhaupt — und dies darf ich wohl aus vollster Überzeugung versichern — zu den schwierigsten Problemen gegenwärtiger Wissenschaft gehört. Wenn wir diese Tatsache auch weiter nicht berücksichtigen, so begegnen wir ernstlichen Schwierigkeiten genug, welche die Darstellung des Lehrstoffes erheblich beeinflussen müssen. Ich kann Ihnen nicht eine wohlgegründete, sowohl nach der praktischen wie nach der theoretischen Seite elaborierte und abgerundete Lehre darbieten, denn das ist die Psychoanalyse trotz aller darauf verwendeten Arbeit noch keineswegs. Auch kann ich Ihnen nicht eine Darstellung der Lehre ab ovo geben, denn Sie besitzen in Ihrem, stets dem Fortschritte der Zivilisation huldigenden Lande einige treffliche Interpreten und Lehrer, welche bereits eine allgemeinere Kenntnis der Psychoanalyse dem wissenschaftlichen Publikum vermittelt haben. Des fernern hat Freud, der eigentliche Entdecker und Begründer dieser Richtung, in Ihrem Lande gesprochen und authentische Kunde von seinen Ansichten gegeben. Auch ich verdanke Amerika die hohe Ehre, bereits einmal Gelegenheit gehabt zu haben, über meine experimentelle Grundlegung der Komplexpsychologie sowie über die Anwendung der Psychoanalyse in der Erziehung sprechen zu können. Unter diesen Umständen werden Sie leicht begreifen, daß ich mich scheue, bereits Gesagtes, Gedrucktes und Gelesenes noch einmal zu wiederholen! Eine weitere Schwierigkeit, mit der ich zu rechnen habe, ist die Tatsache, daß vielerorts außerordentlich irrige Auffassungen vom Wesen der Psychoanalyse existieren. Es ist fast unmöglich bisweilen, sich vorzustellen, von welcher Art die irrtümlichen Auffassungen sind. Aber sie sind bisweilen so, daß man erstaunt ist, wieso ein wissen-

schaftlich gebildeter Mensch auf dergleichen abenteuerliche Ideen kommen kann. Von diesen Kuriositäten zu reden, lohnt nicht, sondern es wird besser sein, Zeit und Mühe darauf zu verwenden, jene Fragen und Probleme der Psychoanalyse zu diskutieren, die ihrer Natur nach Anlaß zu Mißverständnissen geben.

Es ist trotz vielfacher Hinweise und Erwähnungen eine vielen noch unbekannte Tatsache, daß z. B. innerhalb der psychoanalytischen Lehre im Laufe der Jahre erhebliche Veränderungen vor sich gegangen sind. Viele, die z. B. nur das Anfangswerk, nämlich die Breuer-Freudschen Studien über Hysterie, gelesen haben, sind heute noch der Meinung, daß die Hysterie, überhaupt die Neurosen nach der Auffassung der Psychoanalyse von sogenannten Traumata der frühern Kindheit herrühren sollen. Sie bekämpfen diese Lehre ahnungslos, denn sie wissen nicht, daß die sogenannte Traumatheorie schon seit mehr als 15 Jahren aufgegeben ist und durch eine andere Auffassung ersetzt ist. Da diese Wandlung für die ganze Entwicklung der psychoanalytischen Technik und Theorie von großem Belang ist, so sind wir genötigt, etwas mehr in das Detail dieser Wandlung einzutreten. Um Sie nicht mit nachgerade allgemeinbekannter Kasuistik zu langweilen, begnüge ich mich, Sie auf die Fälle des Breuer-Freudschen Buches, dessen Bekanntheit in seiner englischen Übersetzung ich wohl voraussetzen darf, hinzuweisen. Sie haben dort z. B. den Breuerschen Fall gelesen, auf den auch Freud in seinen Vorlesungen an der Clark University Bezug nahm, und aus dieser Lektüre erfahren, daß das hysterische Symptom nicht aus unbekannten Quellen anatomisch-physiologischer Natur, wie die frühere gelehrte Meinung annahm, abstammt, sondern aus gewissen psychischen Erlebnissen von hohem Affektwert, sogenannten seelischen Verwundungen oder Traumata. Heutzutage wird wohl gewiß jeder sorgfältige und aufmerksame Beobachter der Hysterie es bestätigen können aus reichlicher eigener Erfahrung, daß solche besonders peinlichen und schmerzhaften Erlebnisse tatsächlich öfter am Eingang der Hysterie stehen. Dies ist an sich eine Wahrheit, die schon den alten Ärzten bekannt war. Meines Wissens war es aber eigentlich erst Charcot, der, unter dem wahrscheinlichen Einfluß der Lehre von Page vom „nervous shock“, diese Beobachtung theoretisch nutzbar machte. Charcot wußte, wiederum unter dem Einfluß des damals neuerstandenen Hypnotismus, daß hysterische Symptome durch Suggestion erzeugt und zum Verschwinden gebracht werden konnten. Etwas Ähnliches ließ sich, wie Charcot dachte,

bei den damals häufiger werdenden Unfallhysterien beobachten. Der Shock des Traumas wäre gewissermaßen der Moment der Hypnose, indem durch die Emotion eine momentane völlige Willenslähmung hervorgerufen würde, in welcher sich die Vorstellung des Trauma als Autosuggestion festsetzen könnte. Damit war die Grundlage für eine Theorie der Psychogeneïtät gegeben. Es war aber noch fernern ätiologischen Forschungen vorbehalten, diesen oder einen ähnlichen Mechanismus bei jenen Fällen von Hysterie nachzuweisen, die man nicht als traumatische Hysterien bezeichnen konnte. Diese Lücke im Wissen um die Ätiologie der Hysterie wurde durch die Breuer-Freudschen Entdeckungen ausgefüllt. Sie wiesen nach, daß auch Hysteriefälle gewöhnlicher Art, die man nicht als traumatisch bedingt angesehen hatte, doch jenes traumatische Element in einer anscheinend ätiologischen Bedeutung enthielten. Es lag daher für Freud, einen persönlichen Schüler Charcots, sehr nahe, in dieser Entdeckung quasi eine Bestätigung der Charcotschen Ideen zu erblicken. Die in der Hauptsache von Freud aus den damaligen Erfahrungen elaborierte Theorie trug daher den Stempel der traumatischen Ätiologie. Sie wird daher passend als Traumatheorie bezeichnet.

Das Neue an dieser Theorie, abgesehen von den, puncto Gründlichkeit wahrhaft vorbildlichen Symptomanalysen, war die Auflösung und Ersetzung des Begriffes der Autosuggestion, die die ursprüngliche dynamische Größe dieser Theorie war, durch detaillierte Vorstellungen über die vom Shock ausgehenden psychologischen und psychophysischen Wirkungen. Der Shock oder das Trauma bewirkt eine gewisse Erregung, die unter normalen Umständen entäußert („abreagiert") wird, unter den Umständen der Hysterie aber ist das Erleben des Trauma ein unvollständiges, infolgedessen eine sogenannte „Retention der Erregung" oder eine „Affekteinklemmung" eintritt. Die beständig „potentiell" bereitliegende Erregungsenergie unterhält die Symptome, indem sie durch den Mechanismus der Konversion ins Körperliche übergeführt wird. Die Therapie hatte, dieser Auffassung entsprechend, die Aufgabe, die retinierte Erregung auszulösen, d. h. die verdrängten und konvertierten Affektsummen aus den Symptomen gewissermaßen loszulösen. Sie hieß daher passenderweise eine „reinigende" oder kathartische und ihr Ziel war, die eingeklemmten Affekte „abreagieren" zu lassen. Dementsprechend war jene Stufe der Analyse mehr oder weniger eng an die Symptome gebunden, d. h. man analysierte die Symptome oder ging bei der ana-

lytischen Arbeit von den Symptomen aus, sehr im Gegensatz zu der heutigen psychoanalytischen Technik. Die kathartische Methode und die ihr zugrunde liegende Theorie ist, wie Sie wissen, in das Verständnis der anderen Fachleute, soweit sie sich dafür interessieren, aufgenommen worden, auch hat sie in Lehrbüchern Würdigung gefunden.

Obschon die tatsächlichen Entdeckungen von Breuer und Freud unzweifelhaft richtig sind, wovon man sich ja leicht am ersten besten Hysteriefall überzeugen kann, so erheben sich doch gegen die Theorie gewisse Einwände. Zwar zeigt die Breuer-Freudsche Methodik mit wundervoller Klarheit die Rückbeziehung des aktuellen Symptomes auf die traumatischen Erlebnisse und die scheinbar zwingenden psychologischen Konsequenzen, die sich aus der anfänglichen traumatischen Situation ergeben, aber es erheben sich trotzdem Zweifel an der wirklichen ätiologischen Bedeutung des sogenannten Traumas. Einmal muß dem Kenner der Hysterie die Annahme als zweifelhaft erscheinen, daß eine Neurose in ihrer ganzen Erscheinung auf Ereignisse der Vergangenheit, d. h. auf das Moment einer vorgängigen Disposition bezogen werden kann. Es ist zwar heutzutage etwas Mode, daß man alle geistig abnormen Zustände, insofern sie nicht exogener Provenienz sind, als Ergebnisse hereditärer Degeneration auffaßt und nicht als wesentlich mitbedingt durch die Psychologie und die Umstände des Milieus. Das ist eine extreme Auffassung, die den Tatsachen nicht ganz gerecht wird. Wir wissen z. B. in der Ätiologie der Tuberkulose sehr wohl die richtige Mittellinie zu treffen: zweifellos gibt es Fälle von Tuberkulose, wo der Keim der Krankheit seit früher Jugend auf hereditär vorbereitetem Boden unausrottbar wuchert, und wo die besten Umstände das Individuum vor dem Verhängnis nicht bewahren können. Es gibt aber auch Fälle, wo keine erbliche Belastung und keine individuelle Disposition vorhanden ist und trotzdem eine tödliche Infektion stattfindet. Diese Erfahrungen gelten auch auf dem Gebiet der Neurose, denn es wird dort nicht ganz anders zugehen als in der übrigen Pathologie. Eine extreme Dispositionstheorie wird ebenso unrichtig sein wie eine extreme Milieutheorie. Obschon nun die Traumatheorie eine ausgesprochene Dispositionstheorie ist und die condicio sine qua non der Neurose im Trauma der Vergangenheit sucht, so hat doch die geniale Empirie Freuds in den Breuer-Freudschen Studien bereits Momente aufgefunden und dargestellt, aber damals noch nicht genügend theoretisch verwendet, welche mehr einer

Milieutheorie entsprächen als einer Dispositionstheorie. Diese Beobachtungen wurden von Freud damals schon in einen Begriff gefaßt, der berufen war, nachmals weit über die damalige Traumatheorie hinauszuführen. Dieser Begriff ist die „Verdrängung". Wie Sie wissen, versteht man darunter den Mechanismus einer Hinausverlegung eines Bewußtseinsinhaltes in die außerbewußte Sphäre. Wir nennen diese Sphäre das Unbewußte und definieren dieses als das uns nicht bewußte Psychische. Der Begriff der Verdrängung gründet sich auf alle jene zahlreichen Beobachtungen, daß Neurotische allem Anschein nach wichtige Erlebnisse oder Gedanken zu vergessen vermögen, und zwar so gründlich, daß es einem scheinen könnte, als hätten sie nie existiert. Derartige Beobachtungen sind von großer Häufigkeit und gewiß jedem, der seinen Patienten psychologisch näher tritt, wohl bekannt. So ergaben schon die Breuer-Freudschen Arbeiten, daß es geradezu besonderer Prozeduren bedurfte, um die gänzlich vergessenen traumatischen Erlebnisse wieder ins Bewußtsein zurückzurufen. Ich erwähne hier beiläufig, daß dieses Faktum insofern erstaunlich ist, als man a priori nicht zur Annahme geneigt ist, daß derartig wichtige Dinge vergessen werden könnten. Es ist daher schon vielmals von Kritikern das Bedenken geäußert worden, die unter gewissen hypnotischen Prozeduren herausgebrachten Erinnerungen seien bloß suggeriert und entsprächen keiner Wirklichkeit. Wenn schon dieser Zweifel sehr berechtigt ist, so wäre es doch ungerechtfertigt, damit prinzipiell die Verdrängung ablehnen zu wollen. Es gibt und gab nicht wenig Fälle, wo die Tatsächlichkeit verdrängter Erinnerungen bewiesen wurde durch objektive Bestätigung. Ganz abgesehen von der Fülle der Beweise dieser Art, haben wir die Möglichkeit experimentellen Nachweises für dieses Phänomen. Diese Möglichkeit gewährt das Assoziationsexperiment. Hier finden wir die bemerkenswerte Tatsache, daß Assoziationen, welche affektbetonten Komplexen angehören, bedeutend schlechter erinnert und ungemein häufig vergessen werden. Indem man meine Experimente nicht nachprüfte, hat man diese Konstatierung mitverworfen. Erst in jüngster Zeit hat Wilhelm Peters[1]) aus der Kraepelinschen Schule meine früheren Beobachtungen im wesentlichen bestätigen können, daß nämlich „die unlustbetonten Erlebnisse am seltensten richtig reproduziert werden".

Wie Sie sehen, sind die empirischen Grundlagen des Verdrängungs-

---

[1]) In Kraepelins psychologischen Arbeiten, Bd. VI, Heft 2.

begriffes wohl gesichert. Außer der Tatsache der Verdrängung bedarf noch etwas an diesem Begriff der Erörterung. Es ist nämlich fragwürdig, ob man annehmen solle, daß die Verdrängung gewissermaßen einem bewußten Entschlusse des Individuums entspringe oder vielleicht ein dem Individuum keineswegs bewußtes, mehr passives Verschwinden sei. In den Arbeiten Freuds werden Sie eine Reihe trefflicher Belege finden für eine sozusagen bewußte Tendenz, das Peinliche wegzudrängen. Jeder Psychoanalytiker kennt Dutzende von Fällen, bei denen es schließlich klar wird, daß es einmal einen Moment gab in ihrer Krankheitsgeschichte, wo sie sich mehr oder weniger darüber klar waren, nicht mehr an den zu verdrängenden Bewußtseinsinhalt denken zu wollen. Eine Patientin sagte mir einmal sehr bezeichnend: „Je l'ai mis de côté". Auf der andern Seite aber muß auch anerkannt werden, daß es nicht wenig Fälle gibt, wo auch die feinste Ergrübelung kein bewußtes Zurseitelegen respektive Verdrängen nachweisen kann, wo uns der Verdrängungsprozeß vielmehr als ein passives Verschwinden oder Heruntergezogenwerden der Eindrücke erscheint. Die Fälle ersterer Art machen den Eindruck vollentwickelter Menschen, die nur eine besondere Feigheit ihren eigenen Gefühlen gegenüber zu haben scheinen. Die Fälle letzterer Art machen hingegen den schwereren Eindruck von Entwicklungshemmungen, indem bei ihnen der Verdrängungsprozeß viel eher mit einem automatisch tätigen Mechanismus verglichen werden kann. Dieser Unterschied dürfte in naher Beziehung stehen zu der vorhin skizzierten Frage der Milieu- und Dispositionstheorie. Nicht Weniges erscheint bei den Fällen ersterer Art von Umgebungseinfluß und Erziehung abzuhängen, bei den Fällen letzterer Art scheint das Moment der Disposition den Milieueinfluß zu überwiegen. Es ist evident, bei welchen Fällen die größeren therapeutischen Chancen liegen.

Wie ich vorhin andeutete, enthält der Verdrängungsbegriff ein Element, das der Traumatheorie innerlich widerstreitet. Wir sehen z. B. in der von Freud gegebenen Analyse der Miß Lucy R., wie das ätiologisch bedeutsame Moment nicht in den traumatischen Szenen besteht, sondern in der mangelhaften Bereitschaft des Individuums, die sich aufdrängenden Einsichten gelten zu lassen. Wenn wir nun gar der spätern Formulierung gedenken, die Sie in den „Schriften zur Neurosenlehre" finden, wo Freud sich auf Grund seiner Erfahrung genötigt sieht, in gewissen traumatisch wirksamen Erlebnissen frühster Kindheit die Quelle der Neurose zu erkennen, so drängt sich uns der

Eindruck eines Mißverhältnisses auf zwischen dem Verdrängungs- und dem Traumabegriff: Der Verdrängungsbegriff enthält die Ansätze zu einer Milieutheorie, während der Traumabegriff Dispositionstheorie ist.

Zunächst entwickelte sich aber die Theorie der Neurose ganz in der Richtung der Traumaauffassung. In wenig späteren Arbeiten gelangte Freud zu der Annahme, daß den späteren traumatischen Erlebnissen des Lebens nur scheinbare Wirksamkeit beigemessen werden kann, indem ihre Wirkung nur denkbar ist auf Grund einer besonderen Disposition. Hier war offenbar das Rätsel zu lösen. Die analytische Arbeit führte bei der Verfolgung der Wurzeln hysterischer Symptome zurück in die Kindheit, indem sich von der Gegenwart rückwärts Eines ans Andere reihte. Das Ende der Kette drohte in den Nebeln frühster Kindheit zu verschwinden. Gerade dort aber tauchten Erinnerungen auf an gewisse Szenen von aktiver oder passiver sexueller Betätigung, die in einem gewissen unzweideutigen Zusammenhang mit den nachfolgenden zur Neurose führenden Ereignissen standen. Über die nähere Art dieser Szenen mögen Sie die Schriften Freuds konsultieren sowie die zahlreichen, bereits publizierten Analysen. Daraus ergab sich die Theorie vom sexuellen Kindheitstrauma, welche auf erbitterten Widerstand stieß, nicht etwa allein aus theoretischen Gründen, die sich gegen eine Traumatheorie überhaupt erhöben, sondern gegen das Moment der Sexualität. In erster Linie empörte der Gedanke, daß die Kinder sexuell sein sollten, so daß derartige sexuelle Gedankengänge in ihnen eine Rolle spielen könnten. In zweiter Linie war die Rückführung der Hysterie auf eine sexuelle Basis sehr unwillkommen, denn man hatte eben den trostlos sterilen Standpunkt aufgegeben, daß die Hysterie entweder eine uterine Reflexneurose sei oder auf sexueller Unbefriedigung beruhe. Natürlich bestritt man die Tatsächlichkeit der Freudschen Beobachtungen. Hätte man sich darauf beschränkt und hätte man die Opposition nicht mit sittlicher Indignation dekoriert, so wäre eine ruhige Diskussion möglich geworden. So wurde aber der Freudschen Schule in Deutschland der Kredit überhaupt abgeschnitten. Sobald die Frage auf das sexuelle Gebiet kam, erwachte der allgemeine Widerstand und die stolze Verachtung. Im Grunde genommen handelt es sich ja für den wirklich wissenschaftlichen Menschen bloß um die Tatsachenfrage, ob die Beobachtungen Freuds richtig seien oder nicht. Man kann die Beobachtungen meinetwegen unwahrscheinlich finden, aber es ist

unmöglich, daß sie a priori als falsch dürfen angesehen werden. Die Nachprüfung dieser Beobachtungen führte überall da, wo sie wirklich ernsthaft und gründlich gemacht wurde, zu einer absoluten Bestätigung der psychologischen Zusammenhänge, nicht aber zur Bestätigung der ursprünglichen Annahme Freuds, daß es sich immer um wirkliche traumatische Szenen handelte. Auch Freud mußte auf Grund vermehrter Erfahrung bald nach dieser ersten Formulierung seiner Sexualtheorie der Neurose die ursprüngliche Annahme von der absoluten Realität des Sexualtraumas aufgeben. Jene Szene ausgesprochenen Sexualcharakters, sexueller Mißbrauch des Kindes oder vorzeitige sexuelle Betätigung des Kindes waren also zu nicht geringem Teil unwirklich. Man wird geneigt sein, anzunehmen, daß demnach die Vermutung der Kritik, die Ergebnisse der analytischen Forschung beruhten auf Suggestion, zu Recht bestünde. Diese Annahme wäre wohl mehr oder weniger gerechtfertigt, wenn irgend ein Unberufener und Unqualifizierter in marktschreierischem Tone unbewiesene Behauptungen vorgebracht hätte. Wer dagegen Freuds Schriften aus jener Zeit aufmerksam liest und selber versucht, in ähnlicher Weise in die Psychologie seiner Patienten einzudringen, weiß, daß es ungerecht wäre, einem Geiste, wie Freud, dergleichen plumpe Lehrlingsfehler zuzumuten. Dergleichen Zumutungen fallen auf den zurück, der sie macht. Man hat seither unter allen erdenklichen Kautelen, welche Suggestion gänzlich ausschließen, Patienten untersucht und trotzdem jene von Freud beschriebenen Zusammenhänge in prinzipiell ähnlicher Weise wiedergefunden. Wir sind daher genötigt, zunächst anzunehmen, daß viele von jenen frühinfantilen Traumata rein phantastischer Natur sind, bloße Phantasien, während andere Traumata von objektiv konstatierter Realität sind.

Mit dieser zunächst etwas verwirrenden Erkenntnis fällt die ätiologische Bedeutung des sexuellen Jugendtraumas in sich zusammen, denn es erscheint nunmehr gänzlich irrelevant, ob das Trauma wirklich stattgefunden hat oder nicht. Die Erfahrung lehrt uns, daß Phantasien quasi ebenso traumatisch wirken können wie wirkliche Traumata. Dem gegenüber wird nun aber jeder der Hysteriebehandlung kundige Arzt sich an Fälle erinnern, wo doch tatsächlich heftige, traumatisch wirkende Eindrücke entschieden eine Neurose ausgelöst haben. Diese Beobachtung steht allerdings nur in einem scheinbaren Widerspruch mit unserer vorhin besprochenen Erkenntnis von der Unwirklichkeit des Infantiltraumas. Wir wissen ja, daß noch vielen anderen

Menschen Traumata in der Kinheit oder im erwachsenen Alter zustoßen, ohne daß daraus eine Neurose entsteht. Das Trauma hat daher ceteris paribus keine unbedingt ätiologische Bedeutung, sondern das Trauma wird, ohne dauernden Effekt zu hinterlassen, vorübergehen. Aus dieser einfachen Überlegung geht klar hervor, daß das Individuum eine ganz bestimmte innere Vorbereitung dem Trauma entgegenbringen muß, um ihm zur Wirksamkeit zu verhelfen. Diese innere Vorbereitung ist nun nicht im Sinne einer ihrer Substanz nach gänzlich dunkeln hereditären Disposition zu verstehen, sondern als eine psychologische Entwicklung, welche mit dem traumatischen Moment zum Höhepunkt und zur Manifestation gelangt.

Ich will es nun zunächst einem konkreten Fall überlassen, Ihnen das Wesen des Trauma und seine psychologische Vorbereitung zu schildern.

Ich kenne den Fall einer jungen Dame, die an schwerer Hysterie infolge eines plötzlichen Erschreckens litt. Sie war eines Abends in Gesellschaft gewesen und befand sich etwa um 12 Uhr nachts in Begleitung mehrerer Bekannten auf dem Heimweg, als plötzlich ein Wagen in schnellem Trabe von hinten herankam. Die anderen wichen aus, sie aber blieb, vom Schrecken gebannt, in der Mitte der Straße und rannte vor den Pferden davon. Der Kutscher knallte mit der Peitsche und fluchte, es half nichts, sie rannte die ganze lange Straße hinunter, die auf eine Brücke führte. Dort verließen sie die Kräfte, und um nicht unter die Pferde zu geraten, wollte sie in vollster Verzweiflung in den Fluß springen, konnte aber von Passanten daran verhindert werden. Diese selbe Dame aber geriet in St. Petersburg an dem blutigen 22. Jänner zufälligerweise in eine Straße, die gerade vom Militär durch Salvenfeuer „gereinigt" wurde! Rechts und links von ihr stürzten die Menschen tot oder verwundet zu Boden, sie aber erspähte in vollster Ruhe und Geistesklarheit ein Hoftor, über welches sie sich in eine andere Straße retten konnte. Diese schrecklichen Augenblicke verursachten ihr keine weiteren Molesten. Sie befand sich nachher ganz wohl, sogar besser aufgelegt als gewöhnlich.

Ein prinzipiell ähnliches Verhalten läßt sich häufig beobachten. Daraus ergibt sich notwendigerweise der Schluß, daß die Intensität eines Traumas offenbar wenig pathogene (krankmachende) Bedeutung besitzt, sondern es muß an den besonderen Umständen liegen. Damit ist ein Schlüssel gefunden, der die Disposition aufschließen könnte, wenigstens einen ihrer äußeren Vorhöfe. Wir haben also die Frage uns

vorzulegen: Welches sind die besonderen Umstände der Szene mit dem Wagen? Die Angst begann, als die Dame die Pferde herantraben hörte; einen Augenblick erschien es ihr, als liege darin ein schreckliches Verhängnis, als bedeute das ihren Tod oder sonst etwas Furchtbares; da hatte sie die Besinnung schon ganz verloren.

Das wirksame Moment geht offenbar von den Pferden aus. Die Disposition der Patientin, auf dieses unbedeutende Ereignis in einer so unzurechnungsfähigen Weise zu reagieren, dürfte also darin bestehen, daß die Pferde ihr etwas Besonderes bedeuten. Es wäre zu vermuten, daß sie z. B. einmal etwas Gefährliches mit Pferden erlebt hätte. Das trifft tatsächlich zu, indem sie als etwa 7jähriges Kind dabei war, als bei einer Spazierfahrt mit ihrem Kutscher die Pferde scheu wurden und sich in rasendem Laufe dem senkrechten Ufer eines tiefeingeschnittenen Flusses näherten. Der Kutscher sprang ab und rief ihr zu, ebenfalls abzuspringen, wozu sie sich vor lauter Todesangst kaum entschließen konnte. Sie sprang aber doch noch im richtigen Moment ab, während die Pferde mitsamt dem Wagen in der Tiefe zerschmettert wurden. Daß ein solches Ereignis tiefe Eindrücke hinterläßt, das braucht wohl nicht erst bewiesen zu werden. Jedoch erklärt es nicht, warum später eine so ungereimte Reaktion auf eine ganz harmlose Andeutung erfolgen sollte. Wir wissen bis jetzt nur so viel, daß das spätere Symptom ein Vorspiel in der Kindheit hatte. Das Pathologische daran bleibt aber dunkel.

Diese Anamnese, deren weitere Fortsetzung wir noch werden kennen lernen, zeigt sehr deutlich das Mißverhältnis zwischen dem sogenannten Trauma und dem Anteil der Phantasie, welch letzterer in diesem Fall ganz außerordentlich überwiegen muß, um aus einem so unbedeutenden Anlaß eine so große Wirkung hervorzubringen. Man fühlt sich zunächst genötigt, jenes frühe Trauma der Kindheitszeit zur Erklärung heranzuholen, jedoch, wie mir scheint, mit wenig Erfolg, denn wir verstehen nicht, warum die Wirkungen jenes Traumas so lange latent blieben, nur gerade bei dieser Gelegenheit sich zeigten und nicht schon bei allen jenen unzähligen Malen, wo die Patientin einem Wagen auszuweichen hatte, wohl viele Male unter denselben äußern Umständen. Das frühere Moment der Todesgefahr scheint ganz unwirksam zu sein, indem die reale Todesgefahr, in der sie schwebte, trotz der Vorbereitung durch ein eindrucksvolles Jugenderlebnis, nicht die geringste neurotische Folgeerscheinung hinterließ. An dieser traumatischen Szene ist also alles noch zu erklären, indem

vom Standpunkt der Traumalehre wir gänzlich im Dunkeln gelassen werden.

Sie entschuldigen, meine Damen und Herren, wenn ich mit solcher Hartnäckigkeit auf der Frage der Traumalehre insistiere. Ich erachte dies insofern nicht als überflüssig, als heutzutage auch von Leuten, die der Psychoanalyse in vielem nahestehen, noch jener alte Standpunkt gepflegt wird, wodurch bei der Opposition, die unsere Arbeiten zum Teil gar nicht oder nur sehr oberflächlich liest, der Eindruck entsteht, als handle es sich in der Psychoanalyse immer noch um Traumalehre.

Es erhebt sich nun die Frage, worin die Disposition bestehe, welche dem an sich unbedeutenden Eindruck zu dieser pathologischen Wirkung verhilft? Dies ist eine Frage prinzipieller Bedeutung, die, wie wir noch sehen werden, überhaupt in der Neurosenlehre von größtem Belang ist; handelt es sich doch darum zu wissen, warum die relativ irrelevanten Erlebnisse der Vergangenheit noch diese Bedeutung haben, daß sie in dämonisch-kapriziöser Weise die Reaktionen unseres aktuellen Lebens stören können.

Die anfängliche Richtung der psychoanalytischen Lehre und die späteren Anhänger dieser Richtung taten ihr Möglichstes, in der besondern Art jener traumatischen Urerlebnisse die Gründe für ihre spätere Wirksamkeit zu entdecken. Freud drang am tiefsten: er sah zuerst und als Einziger, daß ein gewisses sexuelles Element sich zum traumatischen Ereignis mischte und daß dieser Beimischung, welche allgemein als unbewußt zu gelten hat, die traumatische Wirkung in der Hauptsache zu verdanken ist. Die Unbewußtheit der Sexualität in der Kindheit schien in wesentlicher Hinsicht das Problem der langandauernden Konstellation durch das Urerlebnis zu erleuchten; indem die eigentliche emotionale Bedeutung jenes Erlebnisses dem Individuum andauernd verborgen blieb, so daß auch keine „Usur“, keine Abbrauchung jener Emotion durch das Bewußtsein zustande kommen konnte. Man könnte sich diese langdauernde konstellative Wirkung etwa erklären nach Art der „suggestion à échéance“, die ebenfalls unbewußt ist und nur im verabredeten Momente ihre Wirksamkeit entfaltet. Ich brauche wohl nicht ausführliche Beispiele dafür beizubringen, wieso sexuelle Betätigungen der infantilen Epoche in ihrem eigentlichen Charakter nicht erkannt werden. Dem Arzte ist die Tatsache geläufig, daß z. B. offenkundige Masturbation bis in ein erwachsenes Alter namentlich von weiblichen Individuen nicht als

solche verstanden wird. Es ist daraus zu entnehmen, daß ein Kind noch viel weniger des Charakters gewisser Handlungen sich bewußt ist; daher dann die eigentliche Bedeutung dieser Erlebnisse bis ins erwachsene Alter dem Bewußtsein verborgen bleibt; eventuell werden auch die Erlebnisse selber überhaupt vergessen, sei es, daß ihre Sexualbedeutung dem Individuum überhaupt unbekannt ist, oder sei es, daß ihr Sexualcharakter aus Gründen der Peinlichkeit nicht anerkannt, d. h. verdrängt wird.

Wie schon erwähnt, führte die Beobachtung Freuds, daß die Beimischung eines sexuellen Elementes zum Trauma ein charakteristischer Begleiter der pathologischen Wirksamkeit ist, zu der Theorie des sexuellen Infantiltraumas. D. h. die nunmehrige Hypothese lautet: das pathogene Erlebnis sei ein sexuelles.

Dieser Annahme stand zunächst das allgemein verbreitete Urteil im Wege, daß Kinder in früher Jugend noch gar keine Sexualität besäßen, weshalb eine derartige Ätiologie undenkbar sei. Die bereits besprochene Änderung in der Traumaauffassung, daß nämlich das Trauma in der Regel gar nicht wirklich, sondern im wesentlichen nur Phantasie ist, macht die Sache nicht besser. Im Gegenteil müssen wir im pathogenen Erlebnis nach dieser Veränderung der ursprünglichen Auffassung erst recht eine positive sexuelle Betätigung der kindlichen Phantasie erblicken. Es ist nicht mehr ein von außen einwirkender brutaler akzidenteller Eindruck, sondern eine eigentlich vom Kind selber produzierte positive Sexualbetätigung von oft unmißverständlicher Deutlichkeit. Selbst wirkliche traumatische Szenen von positivem Sexualcharakter sind mit nichten unter allen Umständen vom Kinde unabhängig an es herangetreten, sondern wurden nicht selten vom Kinde anscheinend vorbereitet und herbeigeführt. Abraham hat zu dieser Konstatierung einige wertvolle Belege von hohem Interesse beigebracht, welche im Zusammenhalt mit vielen anderen Erfahrungen gleicher Art durchaus wahrscheinlich erscheinen lassen, daß auch wirkliche Traumata öfter durch die psychologische Einstellung des Kindes herbeigeführt und unterstützt werden. Die von der Psychoanalyse gänzlich unabhängige gerichtsärztliche Erfahrung kennt sprechende Parallelen zu dieser psychoanalytischen Auffassung.

Die traumatisch wirkende prämature Betätigung der sexuellen Phantasie erschien nach der frühern Auffassung als Quelle der Neurose.

Man war daher genötigt, dem Kinde viel mehr ausgebildete Sexualität zuzutrauen, als es bisher geschehen war. Es waren zwar der Literatur schon lange zuvor Fälle von prämaturer Sexualität bekannt, z. B. der Fall eines Mädchens von 2 Jahren, das schon regelrecht menstruiert war, oder Fälle von Knaben zwischen 3 und 5 Jahren, mit voller Erektions- und daher Kohabitationsfähigkeit. Jedoch waren solche Fälle Kuriosa. Es wirkte darum überraschend, als Freud anfing, dem Kinde eine nicht nur nicht gewöhnliche, sondern sogar eine sogenannte polymorph-perverse Sexualität zuzuschreiben, und dies zwar auf Grund einer wahrhaft außerordentlichen Gründlichkeit der Erforschung. Man war zu rasch bereit mit der billigen Annahme, daß dies alles bloß in die Patienten hineinsuggeriert und also ein höchst anfechtbares Kunstprodukt sei. Freuds „Drei Abhandlungen zur Sexualtheorie" erregten darum nicht bloß Opposition, sondern helle Entrüstung. Es ist wohl überflüssig, darauf hinzuweisen, daß man Wissenschaft nicht mit Entrüstung macht und daß Argumente sittlicher Empörung zwar dem Moralisten wohl anstehen — denn dies gehört zu seinem Geschäft — nicht aber dem Manne der Wissenschaft, dem die Wahrheit Richtschnur ist und nicht moralisches Sentiment. Verhalten sich die Dinge tatsächlich so, wie Freud sagt, so ist jede Entrüstung lächerlich, und verhalten sie sich nicht so, dann nützt die Entrüstung wiederum nichts. Die Entscheidung über die Wahrheit liegt einzig und allein auf dem Felde der Beobachtung und der Forscherarbeit. Infolge dieser unangebrachten Entrüstung bietet die Opposition mit wenigen würdigen Ausnahmen ein etwas komisches Bild bemitleidenswerter Rückständigkeit. Trotzdem die psychoanalytische Schule von der oppositionellen Kritik leider nichts zu lernen vermag, weil diese Kritik infolge ihres Nichteintretens auf wirkliche Beobachtung und ihrer Unkenntnis der Wege der psychoanalytischen Forschung keinerlei nützliche Winke gibt, so hat unsere Schule doch die ernste Pflicht, sich mit den Gegensätzen in der bisherigen Auffassung gründlich auseinanderzusetzen. Unser Bestreben ist nicht, eine paradoxe, allem Bisherigen zuwiderlaufende Theorie aufzustellen, sondern eine gewisse Kategorie neuer Beobachtungen der Wissenschaft anzugliedern. Wir betrachten es deshalb als unsere Pflicht, von unserer Seite alles zu tun, um Übereinstimmung herbeizuführen. Allerdings müssen wir darauf verzichten, eine Verständigung mit allen jenen Leuten herbeiführen zu wollen, welche blind das Gegenteil behaupten. Das wäre verlorene Mühe. Wir hoffen aber, imstande zu sein, mit der Wissen-

schaft unsern Frieden zu machen. Diesem Bestreben komme ich nach, wenn ich nunmehr versuche, Ihnen die weitere gedankliche Entwicklung der psychoanalytischen Auffassung bis zur sogenannten Sexualtheorie der Neurose zu schildern.

Wie Sie vorhin hörten, nötigte die Beobachtung von prämaturen Sexualphantasien, welche als Quelle der Neurose erschienen, Freud zur Annahme einer reich entwickelten kindlichen Sexualität. Wie Sie wissen, wird die Tatsächlichkeit dieser Beobachtung von vielen rundweg bestritten, d. h. sie nehmen an, daß grober Irrtum und bornierte Verblendung Freud und seine ganze Schule in Europa sowohl wie in Amerika verführt hätten, Dinge zu sehen, die gar nicht existierten. Man faßt uns daher auf als Leute, die von einer geistigen Epidemie befallen sind. Ich muß gestehen, daß ich keine Mittel habe, mich gegen solche „Kritik" zu verteidigen. Im übrigen muß ich bemerken, daß die sogenannte Wissenschaft kein Recht hat, von vornherein zu behaupten, daß gewisse Tatsachen nicht existieren. Man kann höchstens sagen, sie erscheinen als sehr unwahrscheinlich und bedürfen noch mehrerer Bestätigung oder genauern Studiums. Auch der Einwand, mit der psychoanalytischen Methode könne man nichts Zuverlässiges entdecken, indem die Methode unsinnig sei, gilt nicht. Man hat auch dem Fernrohr des Galilei keinen Glauben geschenkt, und Kolumbus hat mit einer falschen Hypothese Amerika entdeckt. Die Methode mag meinetwegen von Fehlern strotzen, das hindert nicht, sie anzuwenden. Man hat früher auch mit ganz unzulänglicher astronomischer Beobachtung die Zeit- und Ortsbestimmung gemacht. Die Einwände gegen die Methode müssen so lange als Ausflüchte betrachtet werden, bis die Opposition endlich auf das Tatsachengebiet kommt. Dort soll die Entscheidung fallen, nicht im Wortgefecht.

Auch unsere Gegner nennen die Hysterie eine psychogene Krankheit. Wir glauben die psychologischen Determinationen festgestellt zu haben und publizieren ungescheut die Ergebnisse unserer Forschungen zu öffentlicher Kritik. Wer mit diesen Ergebnissen nicht einverstanden ist, kann ruhig einmal seine eigenen Analysen von Krankheitsfällen darstellen. Das ist bis jetzt, meines Wissens, wenigstens in der europäischen Literatur, noch nie und nirgends geschehen. Unter diesen Umständen hat die Kritik gar kein Recht, unsere Feststellungen a priori zu negieren. Unsere Gegner haben ebensogut Hysteriefälle wie wir, und diese Fälle sind ebenso psychogen wie unsere; es steht also nichts im Wege, die

psychologischen Determinanten daran aufzuzeigen. Auf die Methode kommt es nicht an. Unsere Gegner begnügen sich damit, unsere Forschung zu bestreiten und zu verunglimpfen, wissen es aber nicht besser zu machen. Das ist zu billig und nicht bewundernswert.

Viele unserer Kritiker sind vorsichtiger und gerechter und gestehen uns zu, daß wir wirkliche Beobachtungen machen und daß die Zusammenhänge, die sich in der psychoanalytischen Arbeit ergeben, sehr wahrscheinlich bestünden, jedoch hätten wir eine falsche Auffassung davon. Die angeblich sexuellen Phantasien der Kinder, auf die es hier hauptsächlich ankommt, seien nicht sexuell zu verstehen, sondern anders, indem die Sexualität doch ganz offenbar etwas sei, was erst in der Nähe der Pubertät den für die Sexualität eigentümlichen Charakter annehme.

Diese Einwände, deren ruhiger und verständiger Ton einen vertrauenswürdigen Eindruck macht, sind wohl wert, ernst genommen zu werden. Dieser Einwand ist auch jedem denkenden Analytiker zur Quelle reichlichen Nachdenkens geworden.

Zu diesem Problem ist folgendes zu bemerken: Die Schwierigkeit liegt zunächst im Begriffe der Sexualität. Wenn wir Sexualität im Sinne der ausgebildeten Funktion auffassen, dann müssen wir dieses Phänomen im allgemeinen auf die Zeit der Maturität beschränken und sind nicht berechtigt, von einer infantilen Sexualität zu sprechen. Wenn wir den Begriff aber so beschränken, so sehen wir uns vor einer neuen größeren Schwierigkeit, nämlich vor der Frage, wie wir denn alle jene, die Sexualfunktion sensu strictiori umgebenden biologischen Phänomene, Schwangerschaft, Geburt, Zuchtwahl, Brutschutz usw. zu benennen haben. Mir scheint, dies gehöre auch alles in den Begriff der Sexualität, obschon ein hervorragender Kollege der Ansicht war, der Geburtsakt sei nichts Sexuelles. Gehören aber diese Dinge mit in den Sexualbegriff, so gehören damit unzählige psychologische Phänomene auch in diesen Bereich, indem, wie Sie wissen, unglaublich viele, rein psychologische Funktionen dem Betriebe der Sexualität angegliedert sind. Ich erinnere nur an die hervorragende Rolle der Phantasie in der Vorbereitung und Vollendung der sexuellen Funktion. Damit gelangen wir zu einem sehr biologischen Begriff der Sexualität, welcher neben einer Reihe physiologischer Phänomene auch eine Reihe psychologischer Funktionen in sich begreift. Wenn wir uns einer alten, aber praktischen Einteilung bedienen dürfen, so identifizieren wir die Sexualität mit dem sogenannten

Instinkt der Arterhaltung, der dem Instinkte der Selbsterhaltung in gewissem Sinn gegenübergestellt wird. Bei dieser Fassung des Sexualbegriffes ist es nun nicht mehr in dem Maß erstaunlich, daß die Wurzeln der der Natur so ungemein wichtigen Arterhaltung viel weiter in die Tiefe reichen, als der beschränktere Sexualbegriff anzunehmen gestattet. Nur die mehr oder weniger ausgewachsene Katze fängt Mäuse, aber auch die schon ganz junge Katze spielt wenigstens Mäusefangen. Bei jungen Hunden beginnen andeutungs- und spielenderweise die Kohabitationsversuche auch schon geraume Zeit vor der Geschlechtsreife. Wir dürfen mit Recht vermuten, daß der Mensch von dieser Regel keine Ausnahme macht. Wenn wir schon bei unseren wohlerzogenen Kindern dergleichen Dinge nicht an der Oberfläche finden, so lehrt uns doch die Beobachtung der Kinder niedrigstehender Völker, daß sie keine Ausnahme von der biologischen Regel machen. Es ist auch wirklich unendlich viel wahrscheinlicher, daß der wichtige Trieb der Arterhaltung schon in frühester Jugend keimend sich zu entfalten beginnt, als daß er in der Pubertät plötzlich mit einem Schlage fertig vom Himmel herunterfällt. Bereiten sich doch auch die anatomischen Organe der Fortpflanzung längst vor, noch ehe irgend eine Spur ihrer zukünftigen Funktion äußerlich wahrnehmbar ist.

Wenn also die psychoanalytische Schule von „Sexualität“ spricht, so ist damit der weitere Begriff der Arterhaltung zu verbinden und es ist nicht zu denken, man meine jene körperlichen Empfindungen und Funktionen, welche man gemeinhin mit dem Worte „Sexualität“ zu bezeichnen pflegt. Man könnte sagen, um Mißverständnisse zu vermeiden, solle man die andeutenden und vorbereitenden Phänomene der infantilen Zeit lieber nicht als sexuelle bezeichnen. Diese Forderung wäre wohl unbillig, indem man auch die anatomische Nomenklatur vom ausgebildeten System hernimmt und nicht den mehr oder weniger rudimentären Vorstufen jeweils besondere Namen verleiht.

Obschon nun der Sexualterminologie Freuds nichts vorzuwerfen ist, indem sie konsequent alle Vorstufen der Sexualität mit Recht als sexuell bezeichnet, so hat sie doch zu gewissen Konklusionen geführt, die meiner Ansicht nach nicht zu halten sind. Wenn wir uns fragen, bis wieweit zurück in die Kindheit die ersten Spuren der Sexualität reichen, so muß die Frage dahin beantwortet werden, daß die Sexualität implizite schon ab ovo existiert, sich aber erst nach längerer Zeit des Extrauterinlebens manifestiert. Freud ist geneigt, auch im Akte des Saugens an der mütterlichen Brust eine Art sexuellen Aktes zu er-

blicken. Diese Ansicht hat Freud schwere Vorwürfe eingetragen, sie ist aber, wie wir gestehen müssen, sehr sinnreich, wenn wir mit Freud annehmen, daß der Trieb zur Arterhaltung, d. h. also die Sexualität gewissermaßen abgetrennt vom Selbsterhaltungstrieb, d. h. der Ernährungsfunktion existiere und so auch eine besondere Entwicklung ab ovo durchlaufe. Diese Denkweise scheint mir aber biologisch nicht zulässig zu sein. Es ist nicht möglich, die beiden Erscheinungs- oder Funktionsweisen des hypothetischen Lebenstriebes auseinanderzureißen und jeder einen besonderen Entwicklungsweg anzuweisen. Wenn wir uns begnügen, nach dem zu urteilen, was wir sehen, so müssen wir dem Umstande Rechnung tragen, daß in der ganzen belebten Natur der Lebensprozeß zuerst geraume Zeit nur Ernährungs- und Aufbaufunktion ist. Bei vielen Tieren sehen wir dies in überaus deutlicher Weise, z. B. bei den Schmetterlingen, die zuerst als Raupen ein geschlechtsloses Dasein der Ernährung und des Aufbaus durchlaufen. Zu diesem Stadium des Lebensprozesses gehört sowohl die intrauterine Zeit wie die extrauterine Säuglingszeit des Menschen. Diese Zeit ist durch das Fehlen sexueller Funktionen gekennzeichnet. Von einer manifesten Sexualität des Säuglings zu sprechen, wäre daher eine Contradictio in adjecto. Man kann sich höchstens fragen, ob unter den Lebensfunktionen der Säuglingszeit sich welche finden, die den Charakter der Ernährungs- und Aufbaufunktion nicht besitzen und daher per exclusionem als sexuell bezeichnet werden können. Freud weist nun auf die unverkennbare Erregung und Befriedigung des Kindes im Saugakte hin und vergleicht diese Vorgänge denen des Sexualaktes. Aus dieser Ähnlichkeit ergäbe sich die von Freud angenommene sexuelle Qualität des Saugaktes. Diese Annahme wäre nur dann richtig, wenn es bewiesen wäre, daß die Spannung eines Bedürfnisses und die Befriedigung durch Lösung desselben ein sexueller Prozeß wäre. Daß der Saugakt diesen Gefühlsmechanismus besitzt, beweist aber das Gegenteil. Somit können wir nur sagen, dieser Gefühlsmechanismus komme sowohl bei der Ernährungs- wie bei der Sexualfunktion vor. Wenn nun Freud aus der Analogie des Gefühlsmechanismus eine sexuelle Qualität des Saugaktes ableitet, so wäre nach der biologischen Erfahrung auch eine Terminologie berechtigt, welche den Sexualakt als eine Ernährungsfunktion qualifizierte. Diese Überschreitungen sind auf beiden Seiten unberechtigt. Ganz evident ist, daß der Saugakt nicht als sexuell qualifiziert werden kann. Wir kennen aber auch noch eine Reihe von Funktionen des Säuglingsalters,

welche mit Ernährungsfunktion anscheinend nichts zu tun haben, nämlich das Lutschen und seine verschiedenen Abarten. Hier darf schon viel eher die Frage aufgeworfen werden, ob diese Dinge schon zur Sexualsphäre gehören. Sie dienen nicht mehr der Ernährung, sondern der Lustgewinnung; das ist unzweifelhaft. Aber es ist sehr fraglich, ob diese Lust, die durch das Lutschen gewonnen ist, per analogiam als Sexuallust bezeichnet werden darf; man könnte sie ebensogut als Ernährungslust bezeichnen. Diese letztere Qualifizierung hat sogar noch mehr für sich, indem auch die Form und der Ort, an dem Lust gewonnen wird, ganz zur Ernährungsfunktion gehören.

Die Hand, die zum Lutschen benutzt wird, wird auf diese Weise zum selbständigen künftigen Ernährungsakte vorbereitet. Unter diesen Umständen wird niemand geneigt sein, auf dem Wege einer Petitio principii die ersten menschlichen Lebensäußerungen sexuell zu qualifizieren. Die Formel, auf die wir vorhin stießen und die besagt, daß im Lutschen eine Lustgewinnung gesucht werde ohne Ernährungsfunktion, hinterläßt aber doch einen Zweifel am ausschließlichen Ernährungscharakter des Lutschens. Wir sehen nämlich, daß beim aufwachsenden Kinde sogenannte schlechte Gewohnheiten auftreten, die sich eng an das frühinfantile Lutschen anschließen, wie Finger in den Mund stecken, Nägelkauen, Nasen-, Ohrenbohren usw. Wir sehen auch, wie diese Gewohnheiten leicht auch in spätere Onanie hinüberlaufen. Der Schluß per analogiam, daß diese infantilen Gewohnheiten daher Vorstufen der Onanie oder onanieähnliche Handlungen seien und daher ausgesprochenen Sexualcharakter hätten, ist nicht abzuweisen, weil durchaus berechtigt. Ich habe reichlich Fälle gesehen, wo eine unzweifelhafte Wechselbeziehung bestand zwischen diesen kindlichen Unarten und späterer Masturbation, welche ja, wenn sie schon in der spätern Kindheit auftritt, vor der Zeit der Reife, nichts anderes ist als eine Fortsetzung der infantilen übeln Gewohnheiten. Der Schluß von der Masturbation auf den Sexualcharakter der sonstigen infantilen Unarten, insofern sie Akte von Lustgewinnung am eigenen Körper sind, erscheint von dem nunmehr gewonnenen Standpunkt aus naheliegend und verständlich. Von hier aus bis zur sexuellen Qualifikation des Säuglingslutschens erscheint der Schritt nicht mehr weit. Freud hat, wie Sie wissen, diesen Schritt getan und ich habe ihn, wie Sie hörten, vorhin verworfen. Wir sind hier auf einen Widerspruch gestoßen, der schwer zu lösen ist. Die Sache wäre relativ einfach, wenn wir zwei nebeneinander existierende, substantiell getrennte

Triebe annehmen könnten. Dann wäre der Saugakt zwar ein Ernährungsakt, aber zugleich auch ein Sexualakt, also gewissermaßen eine Kombination zweier Triebe. Dies scheint Freuds Anschauung zu sein. Das klare Nebeneinanderexistieren der beiden Triebe oder, besser gesagt, ihrer Manifestationsformen in Hunger und Sexualtrieb, finden wir im Leben des Erwachsenen. Im Säuglingsalter hingegen kennen wir nur die Ernährungsfunktion, auf welche die Prämie der Lust und der Befriedigung gesetzt ist und deren Sexualcharakter sich nur auf dem Wege der Petitio principii behaupten läßt, indem die Tatsachen beweisen, daß der Ernährungsakt der erste Lustbringer ist und nicht die Sexualfunktion. Lustgewinnung ist keineswegs identisch mit Sexualität. Wenn wir daher annehmen, daß beim Säugling die beiden Triebe gewissermaßen nebeneinander existieren, so täuschen wir uns, indem wir eine Konstatierung aus dem Leben des Erwachsenen in die Seele des Kindes projizieren. Dort findet sich aber das getrennte Nebeneinanderexistieren der beiden Triebmanifestationen nicht, indem das eine Triebsystem gar nicht oder nur ganz rudimentär entwickelt ist. Stellte man sich aber auf den Standpunkt, das Streben nach Lustgewinnung als sexuell aufzufassen, so müßte man paradoxerweise auch den Hunger als ein sexuelles Streben auffassen, denn er strebt nach Lust in der Befriedigung. Wenn man aber so mit Begriffsgrenzen verfährt, so müßte man dem Gegner auch die Erlaubnis gewähren, die Hungerterminologie auf die Sexualität anzuwenden. Dergleichen Einseitigkeiten kommen in der Geschichte der Wissenschaft immer wieder vor. Damit soll kein Tadel ausgesprochen sein: wir müssen im Gegenteil froh sein, daß es Männer gibt, die den Mut der Maßlosigkeit und Einseitigkeit haben. Sie sind die, denen wir Entdeckungen verdanken. Bedauerlich ist bloß, wenn jeder seine Einseitigkeit leidenschaftlich verteidigt. Wissenschaftliche Theorien sind nur Vorschläge, wie man die Dinge betrachten könnte.

Die erleichternde Annahme des Nebeneinanderbestehens der beiden Triebsysteme ist leider unmöglich, denn sie widerstreitet den beobachtbaren Tatsachen und führt, wenn weiter verfolgt, zu unhaltbaren Konsequenzen.

Bevor ich auf die Lösung dieses Widerspruches eingehe, muß ich Ihnen noch ein mehreres mitteilen von der Freudschen Sexualtheorie und deren Wandlungen. Wie Sie früher gehört haben, hat die Auffindung einer anscheinend traumatisch wirkenden sexuellen Phantasietätigkeit in der Kindheit zu der Annahme geführt, daß das Kind

entgegen aller bisherigen Erwartung eine fast ausgebildete, sogar polymorph-perverse Sexualität besitzen müsse. Seine Sexualität erscheint nicht zentriert auf die Genitalfunktion und auf das andere Geschlecht, sondern beschäftigt sich mit dem eigenen Körper, weshalb das Kind als autoerotisch bezeichnet wurde. Richtet sich ein sexuelles Interesse nach außen auf einen andern Menschen, dann macht das Kind keinen Unterschied, oder wenigstens doch nur einen geringen, im Geschlecht. Es kann daher sehr leicht „homosexuell" sein. An Stelle der nicht existierenden lokalen Sexualfunktion bestehen eine Reihe von sogenannten Unarten, die von diesem Standpunkt als Perversitäten erscheinen, indem sie mit den späteren Perversionen die nächste Analogie haben.

Infolge dieser Betrachtungsweise löste sich die ursprünglich und gewöhnlich als einheitlich gedachte Sexualität in eine Vielheit von Einzeltrieben auf; und da es eine stillschweigende Voraussetzung ist, daß die Sexualität sozusagen im Genitale entstehe, so gelangte Freud zu der Annahme von sogenannten „erogenen Zonen", als welche er Mund, Haut, Anus usw. verstand.

Der Terminus „erogene Zone" erinnert an „spasmogene Zone"; das dahinterliegende Bild ist allerdings dasselbe: wie die spasmogene Zone der Ort ist, von dem aus ein Spasmus seinen Ursprung nimmt, so ist die erogene Zone der Ort, wo ein Zufluß der Sexualität seinen Ursprung nimmt. Nach dem grundliegenden Modell des Genitales als dem anatomischen Ursprung der Sexualität wären die erogenen Zonen wie ebenso viele Genitalien aufzufassen, aus denen die Sexualität zusammenfließt. Dieser Zustand ist die polymorph-perverse Sexualität der Kinder. Der Ausdruck „pervers" schien sich zu rechtfertigen aus der engen Analogie mit den späteren Perversitäten, welche sozusagen nichts als eine Neuauflage gewisser frühinfantiler „perverser" Interessen darstellen und sehr häufig an eine der verschiedenen erogenen Zonen anknüpfen oder jene Verwechslungen im Geschlecht verursachen, die für die Kinder so charakteristisch sind.

Nach dieser Betrachtungsweise setzte sich also die spätere normale und monomorphe Sexualität aus verschiedenen Komponenten zusammen. Zuerst zerfällt sie in eine homo- und eine heterosexuelle Komponente, dann gesellt sich dazu eine autoerotische Komponente, dann die verschiedenen erogenen Zonen usw.

Diese Auffassung gleicht dem Zustande der Physik vor Robert Mayer, wo es nur einzelne nebeneinanderstehende Erscheinungs-

gebiete gab, denen elementare Bedeutung zugeschrieben wurde und deren Wechselbeziehung nicht richtig erkannt war. Erst das Gesetz der Erhaltung der Energie brachte Ordnung in das Verhältnis der Kräfte zueinander und zugleich eine Auffassung, welche den Kräften die absolute Elementarbedeutung nimmt und zu Manifestationsformen derselben Energie macht. So hat es auch mit dieser Zersplitterung der Sexualität in die polymorphperverse Kindheitssexualität zu gehen.

Die Erfahrung nötigt zu konstantem Vertauschen der einzelnen Komponenten, indem man mehr und mehr erkannte, daß z. B. Perversitäten auf Kosten der normalen Sexualität lebten oder daß in der einen Anwendungsform der Sexualität eine Steigerung eintrat, wenn in der andern eine Abnahme erfolgte. Um das Gesagte klar zu machen, will ich Ihnen ein Beispiel geben: Ein junger Mann hatte während einiger Jahre eine homosexuelle Phase, wo er keinerlei Interesse für Frauen hatte. Allmählich gegen das 20. Jahr verlor sich dieser abnorme Zustand und der Mann wurde in seinem erotischen Interessengang normal, er fing an, sich für Mädchen zu interessieren, und bald hatte er auch die letzten Spuren seiner Homosexualität überwunden. So ging es mehrere Jahre. Er hatte mehrere geglückte Liebesabenteuer bestanden. Dann wollte er heiraten. Er erlitt aber eine schwere Enttäuschung, als das angebetete Mädchen ihm einen Korb gab. Die erste Phase, die nun erfolgte, war, daß er auf Heirat überhaupt verzichtete, dann bekam er einen Widerstand gegen alle Frauen und eines Tages entdeckte er schließlich, daß er wieder homosexuell geworden war, d. h. daß Jünglinge wieder einen ungemein irritierenden Einfluß auf ihn gewonnen hatten.

Betrachten wir nun die Sexualität als aus einer festen heterosexuellen und aus einer ebensolchen homosexuellen Komponente bestehend, so kommen wir in diesem Fall nicht aus; wir kommen mit dieser Ansicht überhaupt nicht aus, indem die Annahme eines Bestehens von festen Komponenten jegliche Veränderung ausschließt. Wir müssen, um gerade dem vorliegenden Fall gerecht zu werden, eine große Beweglichkeit der Sexualkomponenten annehmen; eine Beweglichkeit, die so weit geht, daß die eine Komponente praktisch völlig verschwindet, während die andere breit den Vordergrund beherrscht. Fände z. B. nur eine Vertauschung der Position statt, indem die homosexuelle Komponente mit gleichem Stärkegrad ins Unbewußte tritt, um der heterosexuellen Komponente das Feld des Bewußten zu überlassen, so müßte gefolgert werden nach unserem modernen

naturwissenschaftlichen Gewissen, daß dann äquivalente Wirkungen im Unbewußten stattfänden. Diese Wirkungen wären als Widerstände gegen die Betätigung der heterosexuellen Komponente aufzufassen, also Widerstände gegen die Frauen. Davon weiß aber die Erfahrung in diesem Fall nichts. Es waren zwar schon leise Spuren von solchen Einflüssen vorhanden, jedoch von einer so geringen Intensität, die man mit der früheren Intensität der homosexuellen Komponente in keinen Vergleich setzen konnte. Es bleibt nach der bisher skizzierten Auffassung auch unverständlich, wieso die als fest gedachte homosexuelle Komponente überhaupt so verschwinden kann, ohne wirksame Spuren zu hinterlassen.

Sie sehen also, daß dringende Gründe vorlagen, solche Kulissenwechsel in adäquater Weise zu erklären. Dazu bedürfen wir einer dynamischen Hypothese. Denn derartige Umschaltungen sind anders als dynamische oder energetische Prozesse nicht zu denken. Ohne eine Veränderung in den dynamischen Verhältnissen anzunehmen, vermag ich mir das Verschwinden einer Funktionsweise nicht zu denken. Diesem Bedürfnis hat die Freudsche Theorie Rechnung getragen, indem der Komponentenbegriff, d. h. die Anschauung der voneinander abgetrennten Funktionsweisen weniger theoretisch als praktisch gelockert und durch einen energetischen Begriff ersetzt wurde. Der Terminus für diesen Begriff ist Libido. Freud führt diesen Begriff schon in den „Drei Abhandlungen zur Sexualtheorie" ein mit folgenden Worten:

„Die Tatsache geschlechtlicher Bedürfnisse bei Mensch und Tier drückt man in der Biologie durch die Annahme eines „Geschlechtstriebes" aus. Man folgt dabei der Analogie mit dem Trieb nach Nahrungsaufnahme, dem Hunger. Eine dem Worte „Hunger" entsprechende Bezeichnung fehlt der Volkssprache, die Wissenschaft gebraucht als solche „Libido".

Der Terminus Libido erscheint nach der Freudschen Definition als ausschließlich sexuelles Bedürfnis, daher alles, was Freud unter Libido begreift, als sexuelles Bedürfnis oder als sexuelles Wollen zu verstehen ist. Der Terminus Libido ist medizinisch allerdings für das sexuelle Wollen, speziell für die sexuelle Lüsternheit gebraucht. Aber der klassische Gebrauch dieses Wortes bei Cicero, Sallust u. a. kennt nicht nur diese einseitige Definition, sondern klassisch war das Wort auch von einer allgemeinen Anwendung im Sinne leidenschaftlichen Begehrens. (Näheres zu meiner Definition des Libidobegriffes findet sich in meiner Arbeit: Wandlungen und Symbole der Libido,

Franz Deuticke, Wien 1912.) Ich erwähne diesen Umstand jetzt, weil er im weiteren Verlauf unserer Überlegungen noch eine Rolle spielen wird und weil es sehr wichtig ist, zu wissen, daß der Begriff Libido eigentlich von weiterer Anwendung ist als der von der Medizin damit verbundene.

Der Begriff Libido, dessen Sexualbedeutung wir dem Sinne des Autors entsprechend so lange beibehalten wollen, als es möglich ist, stellt jene dynamische Größe dar, die wir suchten, um die Verschiebung der psychologischen Kulissen zu erklären. Durch diesen Begriff wird die Formulierung der in Frage stehenden Phänomene wesentlich vereinfacht. Statt der unbegreiflichen Vertauschung der homosexuellen mit der heterosexuellen Komponente können wir jetzt sagen: Die Libido hat sich allmählich aus der homosexuellen Anwendungsmöglichkeit zurückgezogen und ist im selben Maße in die heterosexuelle Anwendung übergegangen. Dabei verschwindet die homosexuelle Komponente praktisch so gut wie ganz, indem sie zur bloßen leeren Möglichkeit wird, die an sich nichts bedeutet und deren Existenz auch sozusagen mit Recht vom Laien bestritten wird, so gut wie etwa die Fähigkeit, auch ein Mörder zu sein. Mit der Anwendung des Libidobegriffes lassen sich nun die mannigfachen Wechselbeziehungen der einzelnen sexuellen Funktionsweisen in leicht verständlicher Weise erklären. Damit wird aber allerdings auch die ursprüngliche Vorstellung der Vielheit der Sexualkomponenten, welche sehr an die philosophische Anschauung von den Seelenvermögen erinnerte, aufgehoben. An ihre Stelle tritt die Libido, welche der verschiedensten Anwendung fähig ist. Die früheren Komponenten stellen nur noch Wirkungsmöglichkeiten dar. Mit dem Libidobegriff tritt also an Stelle einer ursprünglich vielfach geteilten und in viele Wurzeln aufgesplitterten Sexualität eine dynamische Einheit, ohne welche die früher bedeutsamen Komponenten leere Wirkungsmöglichkeiten bleiben. Diese gedankliche Entwicklung ist von großem Belang: es hat sich in ihr jener selbe Fortschritt vollzogen, wie ihn der Energiebegriff für die Physik gebracht hat. Wie die Lehre von der Erhaltung der Energie den Kräften den Elementarcharakter nimmt und ihnen den Charakter der Manifestationsform einer Energie verleiht, so nimmt auch die Libidotheorie den Sexualkomponenten die Elementarbedeutung seelischer „Vermögen" und gibt ihnen bloß phänomenologischen Wert.

Diese Auffassung gibt den Eindruck der Wirklichkeit viel besser wieder als die Komponententheorie. Wir können uns damit den vorhin

zitierten Fall des jungen Mannes mit der Libidotheorie leicht verständlich machen. Die Enttäuschung, welche er im Momente, als er sich verheiraten wollte, erfuhr, trieb seine Libido von der heterosexuellen Anwendungsweise weg, so daß sie wieder in die homosexuelle Form geriet und dadurch die frühere Homosexualität wieder herbeiführte. Ich kann nicht umhin zu bemerken, daß die Analogie mit dem Gesetz der Erhaltung der Energie sehr nahe liegt, indem man hier wie dort, wenn man sieht, daß ein Energieeffekt erlischt, fragen muß, wo die Energie unterdessen wiederaufgetaucht ist. Wenden wir diesen Gesichtspunkt als ein heuristisches Prinzip auf die Psychologie eines Menschenlebens an, so werden wir überraschende Entdeckungen machen. Wir werden dann sehen, wie die heterogensten Phasen psychologischer Entwicklung eines Individuums in energetischer Wechselbeziehung stehen. Wenn immer wir sehen, daß ein Mensch irgend einen Spleen, eine krankhafte Überzeugung oder irgend eine übertriebene Position hat, so wissen wir: hier ist zu viel Libido, also ist das, was zuviel ist, irgendwo anders weggenommen, wo infolgedessen zu wenig ist. Unter diesem Aspekt begriffen, ist die Psychoanalyse diejenige Methode, welche dazu verhilft, diejenigen Punkte oder Funktionen aufzufinden, wo zu wenig Libido ist, und dieses Mißverhältnis auszugleichen. Die Symptome einer Neurose nämlich sind als übertriebene, d. h. als überbesetzte und dadurch verstärkte Funktionen aufzufassen[1]). Die zu diesen Zwecken aufgewendete Energie ist anderswo weggenommen, und Aufgabe der Psychoanalyse ist es, die Stelle aufzufinden, wo weggenommen oder nie gegeben wurde. Eine umgekehrte Fragestellung nötigen uns diejenigen Symptomenkomplexe auf, welche vorzugsweise durch Ausfall charakterisiert sind, z. B. apathische Zustände; hier fragt es sich, wo denn die Libido angewendet sei. Der Patient macht zwar den Eindruck, als ob er keine Libido besäße, und es gibt viele Ärzte, die ihm das aufs Wort glauben. Diese Ärzte aber denken hierbei primitiv, wie die barbarische Vorzeit, welche glaubte, daß bei der Sonnenfinsternis die Sonne verschlungen und getötet werde. Sie ist aber nur verdeckt. Und so ist es mit diesen Patienten: ihre Libido ist vorhanden, jedoch nicht sichtbar und für die Patienten selber nicht zugänglich. Hier haben wir den Libidomangel an der Oberfläche. Aufgabe der Psychoanalyse ist es, den versteckten Ort aufzufinden, an dem die Libido sich befindet und wo sie selbst dem Patienten unzugänglich ist. Dieser versteckte Ort ist das „Nicht-

[1]) Wir begegnen bei P. Janet einer ähnlichen Auffassung.

bewußte", das man auch als das „Unbewußte" bezeichnet, ohne damit irgend einen mysteriösen Sinn zu verknüpfen. Die psychoanalytische Erfahrung hat gelehrt, daß es nichtbewußte psychologische Systeme gibt, die man in Analogie zur bewußten Phantasie als unbewußte Phantasiesysteme bezeichnen kann, und diese nun sind das Objekt der Libido in solchen Zuständen neurotischer Apathie. Es ist uns klar bewußt, daß, wenn wir von unbewußten Phantasiesystemen reden, wir damit nur im Gleichniswege reden. Wir wollen damit nicht mehr sagen, als daß die Annahme von psychischen Entitäten außerhalb des Bewußtseins ein notwendiges Postulat ist. Denn die Erfahrung belehrt uns sozusagen tagtäglich, daß es nichtbewußte psychische Prozesse geben muß, die den Libidohaushalt in merklicher Weise beeinflussen. Jene jedem Psychiater wohlbekannten Fälle, wo relativ plötzlich ein kompliziertes Wahnsystem ausbricht, weisen deutlich darauf hin, daß es unbewußte psychische Entwicklungen und Vorbereitungen geben muß; denn es ist wohl nicht anzunehmen, daß solche Dinge ebenso plötzlich auch entstanden sind, wie sie ins Bewußtsein eintreten.

Ich glaubte, mir diese Abschweifung auf die Vorstellung des Unbewußten gestatten zu dürfen; es geschah, um Ihnen anzudeuten, daß wir es bei den Verschiebungen der Libidobesetzungen nicht bloß mit dem Bewußtsein zu tun haben, sondern noch mit einer andern Instanz, eben dem Unbewußten, wohin die Libido bisweilen verschwinden kann. Wir kehren nunmehr wieder zurück zu der Besprechung der weiteren Konsequenzen, welche die Adoption der Libidotheorie mit sich führt.

Freud hat uns gelehrt und wir haben es in der psychoanalytischen Praxis täglich gesehen, daß in früher Jugend an Stelle der spätern normalen Sexualität vielerlei Ansätze zu Neigungen existieren, die später den Namen „Perversität" führen. Wir mußten Freud die Berechtigung zuerkennen, jene Ansätze auch schon mit einer sexuellen Terminologie zu belegen. Durch die Einführung des Libidobegriffes erfahren wir, daß beim erwachsenen Menschen die elementaren Komponenten, welche Ursprünge und Quellen der normalen Sexualität zu sein scheinen, ihre Bedeutung verlieren und zu bloßen Anwendungsmöglichkeiten heruntergedrückt werden, während ihr wirksames Prinzip, ihre Lebenskraft gewissermaßen in der Libido zu erblicken ist. Ohne Libido bedeuten die Komponenten so gut wie nichts. Wir sehen, daß Freud der Libido eine unzweifelhaft sexuelle Definition gegeben hat, etwa im Sinne von „geschlechtlichem Bedürfnis". Vom gewöhnlichen Stand-

punkt aus nimmt man an, daß es Libido in diesem Sinn erst von der Pubertät an gebe. Wie also ist die Tatsache zu erklären, daß das Kind eine polymorph-perverse Sexualität besitzt, daß also beim Kind die Libido nicht bloß eine, sondern sogar mehrere Perversionen aktiviert? Wenn die Libido im Freudschen Sinn erst in der Pubertät entsteht, dann kann sie unmöglich schon vorher kindliche Perversionen unterhalten. Man müßte denn annehmen, daß die kindlichen Perversionen „Seelenvermögen" seien im Sinne der Komponententheorie. Abgesehen von der heillosen theoretischen Verwirrung, die dadurch entstünde, begingen wir eine Vermehrung der Erklärungsprinzipien, die methodisch unzulänglich ist nach dem Grundsatz: „Principia praeter necessitatem non sunt multiplicanda".

Es bleibt also nur übrig anzunehmen, die Libido sei sozusagen dieselbe vor und nach der Pubertät. Daher also auch die kindlichen Perversionen genau gleich zustande kommen, wie die der Erwachsenen. Dagegen wird sich der gesunde Menschenverstand sträuben, indem das geschlechtliche Bedürfnis doch offenkundig beim Kinde unmöglich dasselbe sei wie beim geschlechtsreifen Menschen. Man könnte aber hier einen gewissen Kompromiß machen, um mit Freud zu sagen, daß die Libido vor und nach der Pubertät identisch, jedoch an Intensität wesentlich verschieden sei. Anstatt des großen Sexualbedürfnisses nach der Pubertät wäre in der Kindheit ein kleines Sexualbedürfnis anzunehmen, dessen Intensität sich gegen das erste Lebensjahr allmählich verringert bis auf Spuren. Damit könnte man sich biologisch einverstanden erklären. Es wäre damit aber auch anzunehmen, daß alles, was in den Bereich des erweiterten Sexualbegriffes, den wir oben erläutert haben, fällt, entsprechend im Diminutiv vorhanden wäre, also z. B. alle jene affektiven Äußerungen der Psychosexualität, wie Zärtlichkeitsbedürfnis, Eifersucht, und viele andere affektive Erscheinungen, nicht zum mindesten die kindlichen Neurosen. Man muß aber gestehen, daß diese affektiven Äußerungen beim Kinde durchaus nicht den Eindruck des angenommenen Diminutivs machen, sondern von einer Intensität sein können, welche der Intensität eines Affektes beim Erwachsenen nichts nachgibt. Es ist auch nicht zu vergessen, daß die Erfahrung festgestellt hat, daß die perversen Anwendungen der Sexualität beim Kinde vielmehr in die Augen fallen und sogar viel reichhaltiger ausgebildet erscheinen als beim Erwachsenen. Bei einem Erwachsenen mit ähnlichem Zustand reich entwickelter Perversität wäre mit Recht ein Ausgelöschtsein der normalen Sexualität und

vieler anderer wichtiger biologischer Anpassungsformen zu erwarten, wie dies beim Kinde normalerweise der Fall ist. Wie man beim Erwachsenen mit Recht sagen kann, er sei pervers, weil seine Libido nicht zu normalen Funktionen verwendet sei, so kann man beim Kind mit gleichem Recht dasselbe Raisonnement anwenden; es sei nämlich polymorph-pervers, weil es noch keine normale Sexualfunktion kenne. Diese Hinweise könnten uns veranlassen, daran zu denken, daß vielleicht die Summe der Libido immer dieselbe wäre und nicht erst durch die Geschlechtsreifung eine gewaltige Vermehrung erführe. Diese etwas kühne Annahme lehnt sich, wie ersichtlich, an das Modell des Gesetzes der Erhaltung der Energie an, wonach die Summe der Energie immer dieselbe bleibt. Es wäre nicht undenkbar, daß die volle Höhe der Reifung nur dadurch erreicht wird, daß die infantilen Nebenverwendungen der Libido allmählich in den einen Kanal der definitiven Sexualität einmünden und darin erlöschen.

Wir müssen uns vorderhand mit diesen Andeutungen begnügen, indem wir vor allem Weitern unser Augenmerk noch auf einen Punkt der Kritik richten müssen, welcher die Qualität der infantilen Libido betrifft. Viele unserer Kritiker lassen es nicht dabei bewenden, daß die infantile Libido einfach an Intensität geringer, aber im wesentlichen von gleicher Substanz sei, wie die Libido der Erwachsenen. Die erwachsenen libidinösen Regungen sind begleitet von den Korrelaten der genitalen Funktion, die des Kindes nicht oder höchstenfalls andeutungs- und ausnahmsweise, wodurch entschieden ein Unterschied von nicht zu unterschätzender Wichtigkeit gegeben wäre. Es will mir scheinen, als ob dieser Einwand zu Recht bestünde. Es ist daher ein erheblicher Unterschied wie zwischen Spiel und Ernst oder wie zwischen Blindschießen und Scharfschießen. Der kindlichen Libido käme somit ein vom gesunden Menschenverstand geforderter Charakter von Harmlosigkeit zu, den man ihr nicht bestreiten kann. Jedoch gehört, was niemand leugnen kann, auch das blinde Schießen zum Akte des Schießens. Man wird sich also daran gewöhnen müssen, zu denken, daß die Sexualität auch schon vor der Pubertät bis weit in die Kindheit zurück merklich vorhanden ist und daß wir keinen Grund haben, die Äußerungen dieser unreifen Sexualität nicht sexuell zu nennen. Damit ist nun jener Einwand allerdings nicht entkräftet, welcher die Existenz einer infantilen Sexualität in dem vorhin angedeuteten Ausmaß zwar anerkennt, aber Freud das Recht bestreitet, jene frühinfantilen Erscheinungen, wie z. B. das Lutschen, als sexuell zu bezeichnen. Wir

haben früher die Gründe bereits erörtert, welche Freud bestimmen konnten, die Sexualterminologie so weit auszudehnen. Und wir haben ebenfalls schon besprochen, daß man z. B. gerade das Lutschen ebensogut vom Standpunkt der Ernährungsfunktion begreifen kann und daß diese Ableitung aus biologischen Gründen eigentlich noch mehr für sich hat. Man könnte vielleicht einwenden, daß diese und ähnliche Betätigungen der Mundzone später im erwachsenen Leben in unzweifelhaft sexueller Anwendung wiederkehrten. Das bedeutet aber nur so viel, daß diese Betätigungen später auch dem Sexualtrieb dienstbar werden können; aber für ihre ursprüngliche Sexualnatur beweist das nichts. Ich muß also gestehen, daß ich keinen Grund dafür besitze, die Lust und Befriedigung erzeugenden Tätigkeiten der Säuglingszeit unter dem Gesichtswinkel der Sexualität zu betrachten, wohl aber Gründe dagegen. Soweit ich die schwierigen Probleme dieses Gebietes richtig zu beurteilen vermag, scheint es mir notwendig zu sein, in puncto der Sexualität das menschliche Leben in drei Phasen einzuteilen:

Die erste Phase umfaßt die ersten Lebensjahre; diese Zeit habe ich als vorsexuelle Stufe bezeichnet. (Vgl. Wandlungen und Symbole der Libido, Wien 1912.) Sie entspricht dem Raupenstadium des Schmetterlings und ist charakterisiert durch fast ausschließliche Aufbau- und Ernährungsfunktion.

Die zweite Phase umfaßt die späteren Jahre der Kindheit bis zur Pubertät und kann als Vorpubertätszeit bezeichnet werden. In dieser Zeit findet das Keimen der Sexualität statt.

Die dritte Phase ist das erwachsene Alter von der Pubertät an aufwärts, das man als die Zeit der Maturität bezeichnen mag.

Es wird Ihnen wohl nicht entgangen sein, daß die größte Schwierigkeit in der Frage liegt, welche zeitliche Grenze der vorsexuellen Stufe zu setzen sei. Ich bin bereit, Ihnen meine große Unsicherheit in puncto dieses Problemes einzugestehen. Wenn ich meine leider noch nicht genügenden psychoanalytischen Erfahrungen bei Kindern überblicke und zugleich mich erinnere an das, was uns Freud von seinen Erfahrungen mitgeteilt hat, so will es mir scheinen, als ob zwischen dem 3. und 5. Lebensjahr die Grenze läge, natürlich den größten individuellen Schwankungen unterworfen. Dieses Alter ist in mannigfacher Hinsicht bedeutsam. Das Kind hat bereits sich aus der Abhängigkeit des Säuglingslebens emanzipiert, und eine Reihe wichtiger psychologischer Funktionen haben eine vertrauenswürdige Sicherheit erlangt. Von dieser Zeit an beginnt sich auch das tiefe Dunkel der frühinfantilen

Amnesie durch sporadische Kontinuität der Erinnerung zu erhellen. Es ist, als ob in diesem Alter ein wesentlicher Schritt getan werde in der Ablösung und Zentrierung der neuen Persönlichkeit. Nach allem, was wir wissen, fallen in diese Epoche auch die ersten Anzeichen von Interessen und Betätigungen, die man billigerweise als sexuell bezeichnen muß, wenn schon diese Andeutungen noch ganz den Charakter der kindlichen, unschuldigen und harmlosen Naivität tragen.

Ich glaube, die Gründe, die uns bestimmen, der vorsexuellen Stufe keine Sexualterminologie zu verleihen, genügend ausführlich dargelegt zu haben, so daß wir uns auf dieser nunmehr gewonnenen Basis weiteren Problemen zuwenden können. Sie erinnern sich, daß wir vorhin das Problem der im Kindheitsalter verringerten Libido fallen ließen, weil es uns nicht gelang, auf jenem Wege Klarheit zu erreichen. Wir sind daher verpflichtet, die Frage hier wieder aufzunehmen, zum mindesten, um zu sehen, ob die energetische Auffassung sich mit unseren eben vorgenommenen Formulierungen verträgt. Wir sahen, daß das gegenüber der Reife veränderte Aussehen der infantilen Sexualität sich nach Freud durch den Diminutiv des Infantilen erklärt. Die Intensität der Libido sei entsprechend dem jugendlichen Alter verringert. Wir haben aber vorhin einige Gründe angeführt, warum es uns zweifelhaft erscheint, daß die Lebensvorgänge des Kindes mit Abzug der Sexualität an Intensität geringer seien als die des Erwachsenen. Man könnte sagen, daß, abzüglich der Sexualität, die affektiven Phänomene und, wenn nervöse Erscheinungen vorhanden sind, auch diese, an Intensität denen der Erwachsenen nichts nachgeben. Und diese Dinge sind doch, nach der energetischen Auffassung, Äußerungsformen der Libido. Es wird uns daher schwer, zu glauben, daß die Intensität der Libido den Unterschied zwischen der reifen und der unreifen Sexualität ausmache. Vielmehr scheint den Unterschied — wenn der Ausdruck gestattet ist — eine andere Lagerung der Libido zu bedingen. Die Libido besorgt — im Gegensatz zu ihrer medizinischen Definition — beim Kinde weit weniger lokal-sexuelle Funktion als vielmehr Nebenfunktionen geistiger und physischer Natur. Man wäre schon hier versucht, vom Terminus „Libido“ das Prädikat „sexualis“ abzustreichen und damit die in Freuds „Drei Abhandlungen zur Sexualtheorie“ gegebene Sexualdefinition der Libido durchzustreichen. Die Notwendigkeit dazu gibt sich aber erst dringend, wenn wir uns fragen, ob das Leiden und Freuden intensiv erlebende Kind der ersten Lebensjahre, also der vorsexuellen Stufe, vermöge seiner Libido

sexualis strebe und genieße? **Freud** hat sich zugunsten dieser Annahme ausgesprochen. Ich brauche hier wohl die Gründe nicht mehr zu wiederholen, die mich genötigt haben, eine **vorsexuelle Stufe** anzunehmen. Das Raupenstadium kennt eine Ernährungslibido, aber noch keine Sexuallibido; so müssen wir uns ausdrücken, wenn wir die energetische Auffassung, welche uns der Libidobegriff gebracht hat, überhaupt beibehalten wollen. Ich glaube, es bleibt uns nichts anderes übrig, als die sexuell definierte Libido aufzugeben, denn sonst wird das Wertvolle am Libidobegriff, nämlich die energetische Auffassung, unanwendbar. Das Bedürfnis, dem Libidobegriff Luft zu schaffen und ihn aus der zu engen Umschnürung in seiner sexuellen Fassung herauszuholen, hat sich der psychoanalytischen Schule schon seit geraumer Zeit aufgedrängt. Daher man nicht müde wurde, zu betonen, die Sexualität sei nicht so wörtlich, sondern in weiterem Sinne zu nehmen; jedoch **wie**, das blieb dunkel und konnte deßhalb eine ernsthafte Kritik nicht befriedigen.

Ich glaube nicht fehlzugehen, wenn ich den eigentlichen Wert des Libidobegriffes nicht in seiner sexuellen Definition, sondern in seiner **energetischen Auffassung** erblicke, dank welcher wir imstande einer heuristisch äußerst wertvollen Fragestellung sind. Wir verdanken der energetischen Auffassung auch die Möglichkeit dynamischer Bilder und Verhältniszeichen, die uns im Chaos der psychischen Welt von unschätzbarem Werte sind. Die **Freud**sche Schule täte unrecht daran, jene Stimmen der Kritik zu überhören, welche unserm Libidobegriff Mystizismus und Unfaßbarkeit vorwerfen. Man gab sich einer Täuschung hin, als man glaubte, die Libido sexualis zur Trägerin einer energetischen Anschauung des Seelenlebens machen zu können, und wenn viele von uns noch der Meinung sind, einen wohldefinierten, sozusagen konkreten Libidobegriff zu besitzen, so sehen sie nicht, daß dieser Begriff zu Anwendungen emporgediehen ist, die die Grenzen seiner Sexualdefinition weit überschreiten. Infolgedessen hat die Kritik mit ihrem Vorwurf recht, denn man mutet dem bisherigen Libidobegriff Leistungen zu, welche ihm nicht zugeschrieben werden können. Das erweckt tatsächlich den Eindruck, als ob man mit einer mystischen Größe operiere. Ich habe in meiner Arbeit (Wandlungen und Symbole der Libido) den Nachweis dieser Überschreitungen zu erbringen und zugleich die Notwendigkeit der Schaffung eines neuen Libidobegriffes, welcher nur der energetischen Auffassung Rechnung trägt, zu begründen versucht. **Freud** selber

sah sich gedrängt, seine ursprüngliche Libidoauffassung möglicherweise als zu eng zu betrachten, als er den Versuch machte, seine energetische Betrachtungsweise in einem berühmten Dementia-praecox-Falle, dem sogenannten Schreberschen Falle (Jahrbuch, Band III), konsequent durchzuführen. In jenem Falle handelt es sich u. a. um das in der Psychologie der Dementia praecox bekannte Problem des Realitätsverlustes, d. h. jene eigenartige Erscheinung, daß diese Kranken eine besondere Neigung haben, eine eigene innere Phantasiewelt aufzubauen und dafür ihre Anpassung an die Wirklichkeit aufzugeben. Ein Stück aus diesem Phänomen ist der Ihnen gewiß bekannte Mangel an gemütlichem Rapport, der eine ausgesprochene Störung der Wirklichkeitsfunktion darstellt. Wir haben durch vielfache psychoanalytische Arbeit an diesen Kranken in Erfahrung gebracht, daß für den Mangel an äußerer Anpassung eine progressive Vermehrung der Phantasietätigkeit eintritt, welche so weit geht, daß die Traumwelt für den Kranken mehr Realitätswert besitzt als die äußere Wirklichkeit. Der kranke Schreber, über den Freud schreibt, hat für dieses Phänomen eine treffende figürliche Darstellung gefunden in seiner Wahnidee vom „Weltuntergang". Er stellt damit den Realitätsverlust in recht konkreter Weise dar. Die dynamische Auffassung dieser Phänomene ist durchsichtig; wir sagen, daß die Libido sich von der Außenwelt immer mehr zurückgezogen habe, infolgedessen sie in die Innenwelt, in die Phantasie gerät und dort notwendigerweise als Ersatz für die verlorene Welt ein sogenanntes Realitätsäquivalent erzeugen muß. Dieser Ersatz erfolgt sozusagen Stück für Stück, und es ist überaus interessant zu sehen, mit was für geistigen Materialien diese innere Welt aufgebaut wird. Diese Anschauungsweise von der Verlagerung der Libido hat sich ausgebildet durch den alltäglichen Gebrauch dieses Terminus, wobei man an seine ursprünglich rein sexuelle Auffassung sich nur noch gelegentlich erinnert. Man spricht eigentlich bloß von Libido, was man praktisch als so harmlos verstand, daß Claparède mir einmal gesprächsweise die Bemerkung machte, man könnte eigentlich ebensogut etwa „Intérêt" sagen. Durch den gewohnten Gebrauch des Ausdruckes hat sich rein gefühlsmäßig eine Anwendung herausgebildet, welche ohneweiters die Formel akzeptiert, Schrebers Weltuntergang sei durch den Rückzug der Libido bedingt. Bei dieser Gelegenheit hat sich aber Freud seiner ursprünglichen Sexualdefinition des Libidobegriffes erinnert und den Versuch gemacht, sich mit der eigentlich unter der Hand erfolgten

Veränderung auseinanderzusetzen. Er legt sich in der vorhin zitierten Arbeit die Frage vor, ob das, was die psychoanalytische Schule als Libido bezeichne und als „Interesse aus erotischen Quellen" verstehe, mit dem Interesse überhaupt zusammenfalle. Sie sehen aus der Problemstellung, daß Freud sich das fragt, was die Bemerkung Claparèdes für die Praxis bereits beantwortet hat. Freud tritt also hier an die Frage heran, ob der Wirklichkeitsverlust der Dementia praecox, auf den ich in meiner „Psychologie der Dementia praecox" aufmerksam gemacht habe, auf den Rückzug des erotischen Interesses allein zurückzuführen sei, oder ob dieses zusammenfalle mit dem sogenannten objektiven Interesse überhaupt. Es ist wohl kaum anzunehmen, daß die normale „fonction du réel" (Janet) nur durch erotisches Interesse unterhalten wird. Die Tatsachen liegen so, daß in sehr vielen Fällen die Wirklichkeit überhaupt wegfällt, so daß die Kranken nicht eine Spur von psychologischer Anpassung erkennen lassen. (Die Realität ist in diesen Zuständen durch Komplexinhalte ersetzt.) Man muß notgedrungenerweise sagen, daß nicht nur das erotische, sondern überhaupt das Interesse, d. h. die ganze Realitätsanpassung, in Verlust geraten ist.

Ich habe mir früher in meiner „Psychologie der Dementia praecox" mit dem Ausdruck „psychische Energie" geholfen, weil ich die Dementia-praecox-Theorie nicht auf die Theorie der Verlagerungen der sexuell definierten Libido zu gründen vermochte. Meine damals vorzugsweise psychiatrische Erfahrung erlaubte mir das Verständnis dieser Theorie nicht, deren partielle Richtigkeit für die Neurosen ich erst später, dank vermehrter Erfahrung auf dem Gebiet der Hysterie und Zwangsneurose, einsehen lernte.

Auf dem Neurosengebiete spielen die abnormen Verlagerungen einer sexuell zu definierenden Libido tatsächlich eine große Rolle. Trotzdem aber auch im Gebiet der Neurosen sehr charakteristische Verdrängungen der Sexuallibido stattfinden, so entsteht doch nie jener Realitätsverlust, der für die Dementia praecox typisch ist. Es fehlt bei der Dementia praecox ein dermaßen großer Betrag an Wirklichkeitsfunktion, daß auch noch Triebkräfte im Verlust einbegriffen sein müssen, deren Sexualcharakter durchaus bestritten werden muß, denn es wird niemandem einleuchten, daß die Realität eine Sexualfunktion ist. Überdies müßte, wenn sie es wäre, die Zurückziehung des erotischen Interesses schon in den Neurosen einen Realitätsverlust zur Folge haben, und zwar einen, der sich mit dem der Dementia praecox

in Vergleich setzen ließe, was aber, wie gesagt, nicht der Fall ist. Diese Verwandlungen wären sehr schwer denkbar; man könnte zur Not noch verstehen, daß die Entwicklung durch ein Homosexualstadium in der Pubertätszeit hindurchgeht, um später die normale Heterosexualität definitiv zu begründen und festzuhalten. Wie aber soll dann erklärt werden, daß das Produkt einer allmählichen Entwicklung, welches innigst mit organischen Vorgängen der Reifung verbunden zu sein scheint, auf einen Eindruck hin plötzlich ausgeschaltet wird, um einer früheren Stufe Platz zu machen? Oder wenn zwei wirkende Komponenten als gleichzeitig nebeneinanderexistierend angenommen werden, warum wirkt bloß die eine und nicht auch die andere? Man wird einwenden, daß die homosexuelle Komponente bei Männern sich besonders gerne in einer eigentümlichen Gereiztheit, einer besonderen Empfindlichkeit anderen Männern gegenüber zeige. Nach meiner Erfahrung hat dieses charakteristische Verhalten, von dem uns die Gesellschaft täglich Beispiele liefert, anscheinend seinen Grund in einer nie fehlenden Störung im Verhältnis zu den Frauen, wo eine besondere Form der Abhängigkeit aufzufinden ist, welche jenes Plus aufweist, dem das Minus in der „Homosexual"-Beziehung entspricht[1]). Diese Tatsachen haben es mir unmöglich gemacht, die Freudsche Libidotheorie auf die Dementia praecox zu übertragen. Ich bin daher auch der Ansicht, daß der Versuch Abrahams[2]) vom Standpunkt der Freudschen Libidotheorie theoretisch kaum haltbar ist. Wenn Abraham glaubt, daß durch die Abkehr der „Libido" von der Außenwelt das paranoide System oder die schizophrene Symptomatologie entsteht, so ist diese Annahme vom Standpunkt des damaligen Wissens aus nicht berechtigt, denn eine bloße Libidointroversion- und -regression führt, wie Freud klar gezeigt hat, unweigerlich in die Neurose und nicht in die Dementia praecox. Die bloße Übersetzung der Libidotheorie auf die Dementia praecox scheint mir unmöglich, weil diese Krankheit einen Verlust aufweist, der durch den Ausfall an erotischem Interesse allein nicht erklärt werden kann.

Dabei ist nun allerdings noch in Betracht zu ziehen — worauf übrigens Freud in seiner Arbeit in dem Schreberschen Fall Bezug nimmt — daß die Introversion der Libido sexualis zu einer Besetzung

[1]) Natürlich ist dies nicht der wirkliche Grund. Der wirkliche Grund ist der Infantilzustand des Charakters.

[2]) Die psychosexuellen Differenzen der Hysterie und der Dementia praecox. Zentralbl. f. Nervenheilk. u. Psychiatrie, 1908.

des ‚Ich' führt, wodurch möglicherweise jener Effekt des Realitätsverlustes herausgebracht wird. Es ist in der Tat eine verlockende Möglichkeit, die Psychologie des Realitätsverlustes in dieser Art zu erklären. Wenn wir aber genauer zusehen, was aus der Zurückziehung und Introversion der Libido sexualis entstehen kann, so werden wir gewahr, daß daraus zwar die Psychologie eines asketischen Anachoreten hervorgeht, nicht aber eine Dementia praecox. Das Bestreben des Anachoreten ist darauf gerichtet, jede Spur von Sexualinteresse auszurotten — dies kann von der Dementia praecox nicht einmal behauptet werden[1]).

Meine reservierte Stellung gegenüber der Ubiquität der Sexualität, wie ich sie in der Vorrede zu meiner Psychologie der Dementia praecox bei aller Anerkennung der psychologischen Mechanismen einnahm, war diktiert durch die damalige Lage der Libidotheorie, deren sexuelle Definition mir nicht erlaubte, Funktionsstörungen, welche das (unbestimmte) Gebiet des Hungertriebes ebensosehr betreffen wie das der Sexualität, durch eine sexuelle Libidotheorie zu erklären. Die Libidotheorie erschien mir lange Zeit unanwendbar bei der Dementia praecox. Bei meiner analytischen Arbeit bemerkte ich aber mit wachsender Erfahrung eine langsame Veränderung meines Libidobegriffes: an Stelle der deskriptiven Definition der „Drei Abhandlungen" trat allmählich eine genetische Definition der Libido, welche es mir ermöglichte, den Ausdruck „psychische Energie" durch den Terminus „Libido" zu ersetzen. Ich mußte mir sagen: Wenn schon die Wirklichkeitsfunktion heute nur zum allergeringsten Teil aus Sexuallibido und zum allergrößten Teil aus sonstigen „Triebkräften" besteht, so ist es doch eine sehr wichtige Frage, ob nicht phylogenetisch die Wirklichkeitsfunktion, wenigstens zu einem großen Teil, sexueller Provenienz war. Diese Frage in bezug auf die Wirklichkeitsfunktion direkt zu beantworten, ist nicht möglich. Wir versuchen aber auf einem Umweg, zum Verständnis zu gelangen.

---

[1]) Es wäre allerdings noch einzuwenden, daß die Dementia praecox nicht nur durch Introversion der Libido sexualis charakterisiert sei, sondern auch durch die Regression auf das Infantile, und daß dieses den Unterschied zwischen dem Anachoreten und dem Geisteskranken ausmache. Dies ist allerdings richtig, aber der Nachweis sollte geleistet werden, daß bei Dementia praecox regelmäßig und ausschließlich das erotische Interesse der Regression verfällt. Dieser Nachweis scheint mir etwas unmöglich zu sein, man müßte denn unter diesem „Eros" den der alten Philosophen verstehen, was doch wohl kaum gemeint sein dürfte. Ich kenne Fälle von Dementia praecox, wo alle Selbsterhaltungsrücksichten wegfallen, nicht aber die sehr lebhaften erotischen Interessen.

Ein flüchtiger Blick auf die Entwicklungsgeschichte genügt, um uns zu belehren, daß zahlreiche komplizierte Funktionen, denen heutzutage Sexualcharakter mit allem Recht aberkannt werden muß, ursprünglich doch nichts als Abspaltungen aus dem Propagationstrieb sind. Es hat sich ja, wie bekannt, in der aufsteigenden Tierreihe eine wichtige Verschiebung in den Prinzipien der Propagation vollzogen; die Masse der Fortpflanzungsprodukte mit der damit verbundenen Zufälligkeit der Befruchtung wurde mehr und mehr eingeschränkt zugunsten einer sichern Befruchtung und eines wirksamen Brutschutzes. Dadurch vollzog sich eine Umsetzung der Energie der Ei- und Samenproduktion in die Erzeugung von Anlockungs- und Brutschutzmechanismen. So erblicken wir die ersten Kunsttriebe in der Tierreihe im Dienst des Propagationstriebes, beschränkt auf die Brunstsaison. Der ursprüngliche Sexualcharakter dieser biologischen Institutionen verliert sich mit ihrer organischen Fixation und funktionellen Selbständigkeit. Wenn schon über die sexuelle Herkunft der Musik kein Zweifel obwalten kann, so wäre es eine wert- und geschmacklose Verallgemeinerung, wenn man Musik unter der Kategorie der Sexualität begreifen wollte. Eine derartige Terminologie würde dazu führen, den Kölner Dom bei der Mineralogie abzuhandeln, weil er auch aus Steinen besteht.

Wir sprachen bis jetzt von der Libido als dem Propagationstrieb oder Instinkt der Arterhaltung und hielten uns damit in den Schranken jener Auffassung, welche Libido in ähnlicher Weise dem Hunger entgegensetzt, wie der Instinkt der Arterhaltung gern dem der Selbsterhaltung gegenübergestellt wird. In der Natur gibt es natürlich diese künstliche Scheidung nicht. Hier sehen wir nur einen kontinuierlichen Lebenstrieb, einen Willen zum Dasein, der durch die Erhaltung des Individuums die Fortpflanzung der ganzen Art erreichen will. Insofern deckt sich diese Auffassung mit dem Begriff des Willens bei Schopenhauer, als wir eine von außen gesehene Bewegung innerlich nur als Wollen erfassen können. Wenn wir schon einmal zu der kühnen Annahme gekommen sind, daß Libido, die ursprünglich der Ei- und Samenproduktion diente, nunmehr auch in der Funktion des Nestbaues fest organisiert und keiner andern Verwendung mehr fähig auftritt, dann sind wir auch genötigt, jedes Wollen überhaupt, also auch den Hunger, in diesen Begriff einzubeziehen. Denn wir haben dann keinerlei Berechtigung mehr, das Wollen des Nestbauinstinkts von dem Essenwollen prinzipiell zu unterscheiden.

Ich denke, Sie sehen bereits, wohin wir mit dieser Überlegung gelangen: Wir sind im Begriff, die energetische Anschauung konsequent durchzuführen, indem wir an Stelle des rein formalen Funktionierens die energetische Wirkungsweise treten lassen. Wie in der alten Naturwissenschaft immer die Rede war von den Wechselwirkungen in der Natur und diese altertümliche Betrachtungsweise dann durch das Gesetz der Erhaltung der Energie abgelöst wurde, so versuchen wir hier im Gebiet der Psychologie die Wechselwirkung einander koordinierter Seelenkräfte durch eine homogen gedachte Energie zu ersetzen. Wir geben damit jener berechtigten Kritik Raum, welche der psychoanalytischen Schule vorwirft, sie operiere mit einem mystischen Libidobegriff. Ich zerstöre daher die Illusion, die gesamte psychoanalytische Schule hätte einen wohlverstandenen und anschaulichen Libidobegriff und sage, daß die Libido, mit der wir operieren, nicht nur nicht konkret oder bekannt sei, sondern geradezu ein X ist, eine reine Hypothese, ein Bild oder Rechenpfennig, ebensowenig konkret faßbar wie die Energie der physikalischen Vorstellungswelt. Auf diese Weise allein entrinnen wir jenen gewaltsamen Überschreitungen der Kompetenzgebiete, welche immer wieder vorkommen, wenn wir koordinierte Kräfte aufeinander reduzieren wollen. Wir können niemals die Mechanik fester Körper oder elektromagnetischer Erscheinungen durch eine Lichttheorie erklären, denn Mechanik und Elektromagnetismus sind nicht Licht. Auch verwandeln sich, streng genommen, nicht physikalische Kräfte ineinander, sondern die Energie ändert ihre Erscheinungsform. Kräfte sind phänomenal; das, was am Grunde ihrer äquivalenten Beziehungen liegt, ist der hypothetische Energiebegriff, der natürlich ganz psychologisch ist und mit der sogenannten objektiven Realität nichts zu tun hat. Diese selbe Denkleistung, welche die Physik vollzogen hat, erstreben wir auch in der Libidotheorie. Wir wollen dem Libidobegriff wirklich jene Stellung anweisen, die ihm zukommt, nämlich die energetische schlechthin, damit wir so imstande seien, das lebendige Geschehen energetisch aufzufassen und die alte „Wechselwirkung" durch absolute Äquivalenzrelationen zu ersetzen. Es kann uns nicht stören, wenn man uns Vitalismus vorwirft. Wir sind von dem Glauben an eine spezifische Lebenskraft ebensoweit entfernt wie von anderer Metaphysik. Libido soll der Name sein für die Energie, die sich im Lebensprozeß manifestiert und die subjektiv als Streben und Begehren wahrgenommen wird. Es wird wohl kaum nötig sein, diese Auffassung zu verteidigen. Wir

schließen uns damit bloß einer mächtigen Zeitströmung an, welche die Welt der Erscheinungen energetisch begreifen möchte. Der Hinweis darauf, daß alles, was wir apperzipieren, nur als Kraftwirkung verstanden werden kann, möge genügen.

In der Mannigfaltigkeit der natürlichen Erscheinung sehen wir das Wollen, die Libido, in verschiedenster Anwendung und Formung. Wir sehen die Libido im Stadium der Kindheit zunächst ganz in der Form des Ernährungstriebes, der den Aufbau des Körpers versorgt. Mit der Entwicklung des Körpers eröffnen sich sukzessive neue Anwendungsgebiete der Libido. Ein definitives und bedeutungsvolles Anwendungsgebiet ist die Sexualität, die zunächst als an die Ernährungsfunktion gebunden erscheint. (Beeinflussung der Fortpflanzung durch die Ernährungsbedingungen bei niederen Tieren und Pflanzen!) Im Gebiet der Sexualität gewinnt die Libido jene Formung, deren gewaltige Bedeutung uns zur Verwendung des zweideutigen Terminus Libido überhaupt berechtigt. Hier tritt die Libido zunächst in der Form einer undifferenzierten Urlibido auf, die als Wachstumsenergie die Individuen zu Teilung, Sprossung usw. veranlaßt.

Aus jener sexuellen Urlibido, welche die Millionen Eier und Samen aus einem kleinen Geschöpfe heraus erzeugte, haben sich mit gewaltiger Einschränkung der Fruchtbarkeit Abspaltungen entwickelt, deren Funktion durch eine speziell differenzierte Libido unterhalten wird. Diese differenzierte Libido ist nunmehr „desexualisiert", indem sie der ursprünglichen Funktion der Ei- und Samenerzeugung entkleidet ist und auch keine Möglichkeit mehr vorhanden ist, sie wiederum zu ihrer ursprünglichen Funktion zurückzubringen. So besteht überhaupt der Entwicklungsprozeß in einer zunehmenden Aufzehrung der Urlibido, welche nur Fortpflanzungsprodukte erzeugte, in die sekundären Funktionen der Anlockung und des Brutschutzes. Diese Entwicklung setzt nun ein ganz anderes und viel komplizierteres Verhältnis zur Wirklichkeit, eine eigentliche Wirklichkeitsfunktion voraus, die untrennbar mit den Bedürfnissen der Propagation verbunden ist, d. h. die veränderte Propagationsweise führt als Korrelat eine entsprechend erhöhte Wirklichkeitsanpassung mit sich. Damit soll natürlich nicht gesagt sein, daß die Wirklichkeitsfunktion ausschließlich der Differenzierung der Propagation ihr Dasein verdanke. Der unbestimmt große Anteil der Ernährungsfunktion ist mir bewußt.

Auf diese Weise gelangen wir zur Einsicht in gewisse ursprüngliche Bedingungen der Wirklichkeitsfunktion. Es wäre grundfalsch

zu sagen, ihre Triebkraft sei eine sexuelle, sie war in hohem Maße eine sexuelle, aber auch dies nicht ausschließlich.

Der Prozeß der Aufzehrung der Urlibido in sekundäre Betriebe erfolgte wohl immer in der Form des sogenannten „libidinösen Zuschusses", d. h. die Sexualität wurde ihrer ursprünglichen Bestimmung entkleidet und als Partialbetrag zum phylogenetisch sich allmählich steigernden Betriebe der Anlockung- und Brutschutzmechanismen verwendet. Diese Überweisung von Sexuallibido aus dem Sexualgebiet an Nebenfunktionen findet noch immer statt. Der Malthusianismus z. B. ist die künstliche Fortsetzung der natürlichen Tendenz. Wo diese Operation ohne Nachteil für die Anpassung des Individuums gelingt, spricht man von Sublimierung, wo der Versuch mißlingt, von Verdrängung.

Der deskriptive Standpunkt der Psychoanalyse sieht die Vielheit der Triebe, darunter als Partialphänomen den Sexualtrieb, außerdem erkennt er gewisse libidinöse Zuschüsse zu nichtsexuellen Trieben an.

Anders der genetische Standpunkt: Es sieht das Hervorgehen der Vielheit der Triebe aus einer relativen Einheit, der Libido, er sieht, wie fortwährend sich Partialbeträge von der Libido der Propagationsfunktion abspalten, als libidinöse Zuschüsse sich neuformierenden Betrieben zugesellen und darin schließlich aufgehen.

Von diesem Standpunkt aus können wir nun ohne Schwierigkeit sagen, daß der Geisteskranke seine Libido von der Außenwelt zurückziehe und infolgedessen einen Wirklichkeitsverlust erleide, dessen Äquivalent die Vermehrung der Phantasietätigkeit ist.

Wir wollen nun versuchen, diesen neuen Begriff der Libido in die für die Neurosentheorie so wichtige Lehre der kindlichen Sexualität einzuführen. Die Libido als Energie der Lebenstätigkeit überhaupt finden wir beim Kinde zunächst in der Zone der Ernährungsfunktion an der Arbeit. Im Akt des Saugens wird durch rhythmische Bewegung die Nahrung aufgenommen unter den Zeichen der Befriedigung.

Mit dem Wachstum des Individuums und der Ausbildung seiner Organe schafft sich die Libido neue Wege des Bedürfnisses, der Betätigung und der Befriedigung. Nunmehr gilt es, das primäre Modell der rhythmischen Lust und Befriedigung erzeugenden Tätigkeit in die Zone anderer Funktionen zu übertragen mit dem schließlichen Endziel in der Sexualität. Ein beträchtlicher Teil der „Hungerlibido" hat sich in „Sexuallibido" umzusetzen. Dieser Übergang geschieht nicht plötzlich etwa in der Pubertätszeit, sondern ganz allmählich im Ver-

laufe des größeren Teiles der Kindheit. Die Libido kann sich nur mit Schwierigkeit und ganz langsam von der Eigentümlichkeit der Ernährungsfunktion befreien, um in die Eigentümlichkeit der Sexualfunktion überzugehen. In diesem Übergangsstadium sind, soweit ich dies zu beurteilen vermag, zwei Epochen zu unterscheiden: die Epoche des Lutschens und die Epoche der verlagerten rhythmischen Betätigung. Das Lutschen gehört seiner Art nach noch ganz zum Rayon der Ernährungsfunktion, überragt ihn jedoch dadurch, daß es nicht mehr Ernährungsfunktion ist, sondern rhythmische Betätigung mit dem Endziel der Lust und der Befriedigung ohne Nahrungsaufnahme. Als Hilfsorgan tritt hier die Hand auf. In der Epoche der verlagerten rhythmischen Betätigung tritt die Hand als Hilfsorgan noch deutlicher hervor, die Lustgewinnung verläßt die Mundzone und wendet sich anderen Gebieten zu. Es sind wohl in der Regel zunächst die anderen Körperöffnungen, die das Objekt des libidinösen Interesses werden, sodann die Haut und besondere Stellen derselben. Die an diesen Orten ausgeführte Tätigkeit, die als Reiben, Bohren, Zupfen usw. auftreten kann, erfolgt in einem gewissen Rhythmus und dient zur Erzeugung von Lust. Nach längerem oder kürzerem Verweilen der Libido an diesen Stationen wandert sie weiter, bis sie in der Sexualzone anlangt und dort zunächst Anlaß werden kann zu den ersten onanistischen Versuchen. Auf ihrer Wanderung nimmt die Libido nicht weniges aus der Ernährungsfunktion mit in die Sexualzone, woraus sich unschwer die zahlreichen und innigen Verknüpfungen zwischen Ernährungs- und Sexualfunktion erklären lassen. Diese Wanderung der „Libido" findet statt zur Zeit der vorsexuellen Stufe, die eben dadurch gekennzeichnet ist, daß die Libido graduell den Charakter des ausschließlichen Nutritionstriebes aufgibt und zum Teil allmählich den Charakter des Sexualtriebes annimmt[1]). Auf der Stufe der Nutrition läßt sich also von einer eigentlichen Sexuallibido noch nicht sprechen. Infolgedessen sind wir genötigt, auch die sogenannte polymorph-perverse Sexualität der frühen Infantilzeit anders zu qualifizieren. Der Polymorphismus der libidinösen Strebungen jener Zeit erklärt sich als das allmähliche stationsweise Überwandern der Libido aus dem Gebiet der Ernährungsfunktion in das der Sexualfunktion. Damit fällt der

---

[1]) Ich bitte den Leser meine figürliche Ausdrucksweise nicht mißverstehen zu wollen. Es ist natürlich nicht die Libido als Energie, die sich nur zögernd von der Nutritionsfunktion befreit, sondern als Funktion, die an die langsamen Wandlungen des organischen Wachstums gebunden ist.

von der Kritik schwer angefochtene Terminus „pervers“ weg, indem er einen falschen Eindruck erweckt.

Wenn ein chemischer Körper in seine Elemente zerfällt, so sind diese unter solchen Umständen seine Zerfallprodukte. Es ist aber nicht angängig, Elemente überhaupt deshalb als Zerfallprodukte zu bezeichnen. Perversitäten sind Störungsprodukte der ausgebildeten Sexualität, aber niemals die Vorstufen der Sexualität, obschon eine zweifellose substantielle Ähnlichkeit zwischen Vorstufe und Zerfallprodukt zu konstatieren ist. In dem Maße, als die Entwicklung der Sexualität vorwärts schreitet, gehen ihre kindlichen Vorstufen, die wir also nicht mehr als perverse, sondern als vorläufige Stufen auffassen, in der normalen Sexualität auf. Je ungestörter und leichter es gelingt, die Libido aus ihren vorläufigen Positionen herauszuziehen, desto rascher und vollkommener vollzieht sich die Bildung der normalen Sexualität. Es gehört zum Begriffe der normalen Sexualität, daß alle jene früh-infantilen noch nicht sexuellen Neigungen möglichst von ihr abgestreift seien. Je weniger dies der Fall ist, desto perverser droht die Sexualität zu werden. Hier ist nun der Ausdruck „pervers“ ganz an seinem Platz. Die Grundbedingung der Perversität ist also ein infantiler mangelhaft entwickelter Zustand der Sexualität. Der Ausdruck „polymorph-pervers“ ist aus der Neurosenpsychologie genommen und rückwärts projiziert in die Psychologie des Kindes, wo er natürlich ganz unangebracht ist.

Nachdem wir uns nunmehr vergewissert haben, was unter der infantilen Sexualität zu verstehen sei, können wir daran gehen, die Besprechung der Neurosentheorie, die wir vorhin begonnen und dann wieder verlassen haben, fortzusetzen. Wir verfolgten die Neurosentheorie bis zu jenem Punkte, wo wir auf die Konstatierung Freuds stießen, daß die Disposition, auf der das traumatische Erlebnis zur pathogenen Wirksamkeit gelangt, eine sexuelle sei. Wir können an Hand unserer seitherigen Überlegungen verstehen, was als sexuelle Disposition zu denken ist; es ist eine Rückständigkeit, eine Hemmung in jenem Prozeß der Ablösung der Libido von den Betätigungen der vorsexuellen Stufe. Zunächst ist diese Störung aufzufassen als ein zu langes Verweilen bei gewissen Stationen der Libidowanderung von Ernährungsfunktion zur Sexualfunktion. Dadurch entsteht ein disharmonischer Zustand, indem vorläufige und eigentlich überlebte Betätigungen noch in eine Zeit perseverierend hineinragen, welche bereits solche Betätigungen aufgegeben haben sollte. Diese Formel

gilt für alle jene kindischen Züge, an denen die Neurotiker so reich sind, daß wohl kein aufmerksamer Beobachter sie vermißt haben wird. Im Gebiet der Dementia praecox ist der Infantilismus so aufdringlich, daß er sogar einem Symptomenkomplex zu einem bezeichnenden Namen verholfen hat. Ich meine die Hebephrenie.

Mit dem bloßen Verweilen auf vorläufiger Stufe hat die Sache noch nicht ihr Bewenden. Während nämlich ein Teil der Libido auf einer Vorstufe verweilt, geht die Zeit und damit die sonstige Entwicklung des Individuums unaufhaltsam vorwärts, und die körperliche Reifung bringt es mit sich, daß der Abstand und die Diskordanz zwischen der perseverierenden Infantiltätigkeit und den Anforderungen des erhöhten Alters und der damit veränderten Lebensbedingungen immer größer werden. Dadurch wird die Grundlage gelegt zur Dissoziation der Persönlichkeit und damit zum Konflikt, was das eigentliche Fundament der Neurose ist. Je mehr Libido in rückständiger Anwendung begriffen ist, desto intensiver wird der Konflikt sein. Dasjenige Erlebnis nun, welches am ehesten geeignet ist, diesen Konflikt manifest werden zu lassen, ist das traumatisch wirksame oder pathogene.

Wie das Freud in seinen früheren Arbeiten gezeigt hat, ließe sich eine solcher Art entstandene Neurose leicht denken. Diese Auffassung paßte nicht übel zu den Janetschen Anschauungen, welche der Neurose einen gewissen Defekt zumuten. Man könnte von diesem Standpunkt aus die Neurose für das Produkt einer Rückständigkeit in der Entwicklung der Affektivität halten; und ich kann mir denken, daß dem, der geneigt ist, Neurosen mehr oder weniger direkt aus der erblichen Belastung oder der angeborenen Entartung abzuleiten, diese Ansicht einleuchten könnte. Leider ist die Wirklichkeit komplizierter. Um Ihnen den Einblick in diese Komplikation zu erleichtern, möchte ich mir erlauben, Ihnen ein banales Beispiel einer Hysterie vorzuführen, an dem es mir hoffentlich gelingen wird, jene charakteristische und theoretisch äußerst bedeutsame Komplikation darzustellen. Sie werden sich von früher erinnern, daß ich Ihnen dort den Fall einer jungen Hysterica erwähnt habe, welche merkwürdigerweise auf eine Situation, die aller Erwartung nach einen größern Eindruck hätte hervorbringen müssen, nicht reagierte, wohl aber eine gewaltige pathologische Reaktion zeigte auf eine ganz alltägliche Situation, wo es niemand erwartet hätte. Wir haben den Anlaß jenes Falles dazu benutzt, unsere Zweifel an der ätiologischen Bedeutung des Traumas laut werden zu lassen und um die sogenannte Disposition, auf der das Trauma zur

Wirksamkeit gelangt, des Nähern zu prüfen. Die sich daran anschließende Betrachtung führte zu dem vorhin geschilderten Ergebnis, daß Entstehung einer Neurose auf dem Boden einer retardierten affektiven Entwicklung keineswegs unwahrscheinlich sei.

Sie werden nun die Frage an mich richten, worin die Rückständigkeit der Affektivität jener Hysterie bestanden habe?

Die Kranke lebte in einer Phantasiewelt, welche man nicht anders als infantil bezeichnen konnte. Sie mögen mir die Schilderung dieser Phantasien erlassen, indem Sie als Nervenärzte oder Psychiater gewiß täglich Gelegenheit haben, von jenen kindischen Vorurteilen, Illusionen und affektiven Ansprüchen, denen sich die Neurotiker hingeben, zu vernehmen. In solchen Phantasien verrät sich ein der harten Wirklichkeit der Dinge abholder Sinn; es ist darin etwas wenig Ernsthaftes, etwas Spielerisches, das bald wirkliche Schwierigkeiten tändelnd zudeckt, bald Kleinigkeiten zu großen Schwierigkeiten übertreibt, das immer Phantasmen ersinnt, um damit den Ansprüchen der Wirklichkeit zu entgehen. Wir erkennen darin ohneweiters jenes unabgemessene psychische Verhältnis, welches das Kind zur Wirklichkeit hat, sein schwankendes Urteil, seine mangelhafte Orientierung über Dinge der äußern Welt, und seine Scheu vor unangenehmen Pflichten. Auf einer solchen infantilen Geistesdisposition können alle möglichen Wunschphantasien und Illusionen üppig wuchern und hierin haben wir das gefährliche Moment zu erblicken. Durch solche Phantasien geraten die Menschen in eine unwirkliche und gänzlich unangepaßte Stellung zur Welt, was eines Tages zur Katastrophe führen muß. Wenn wir das infantile Phantasieleben der Patientin zurückverfolgen bis in frühste Kindheit, so finden wir zwar viele deutlicher hervorragende Szenen, welche geeignet waren, dieser oder jener phantastischen Variation neue Nahrung zufließen zu lassen, aber es war vergebens, nach sogenannten „traumatischen“ Momenten zu forschen, von wo etwas Krankhaftes, z. B. eben gerade die abnorme Phantasietätigkeit, ihren Ursprung genommen hätte. Es gab zwar „traumatische“ Szenen, die lagen aber nicht in der frühen Kindheit, und die spärlich erinnerten Szenen ihrer frühen Kindheit erschienen nicht traumatisch, indem es mehr akzidentelle Erlebnisse waren, die ohne nennenswerte Wirkung an ihrer Phantasie vorübergingen. Die frühsten Phantasien bestanden aus allerhand vagen und halbverstandenen Eindrücken, die sie von ihren Eltern empfangen hatte. Um den Vater gruppierten sich allerhand sonderbare Gefühle, schwankend zwischen

Ängstlichkeit, Grauen, Abneigung, Ekel, Liebe und Begeisterung. Der Fall lag also so, wie viele andere Hysterien, die von traumatischer Ätiologie nichts erkennen lassen, sondern aus den Wurzeln einer eigenartigen, frühzeitigen Phantasietätigkeit, die dauernd den Charakter des Infantilismus bewahrt, emporwachsen.

Sie werden nun einwenden, daß in diesem Fall eben jene Szene mit den durchgehenden Pferden das Trauma darstelle, welches ganz klar das Modell sei zu jener nächtlichen Szene etwa 18 Jahre später, wo die Patientin den herantrabenden Pferden nicht ausweichen konnte und sich deshalb in den Fluß stürzen wollte, entsprechend dem Modellerlebnis, wo Pferde und Wagen in den Fluß stürzten. Von diesem Moment an litt sie auch an hysterischen Dämmerzuständen. Wie ich Ihnen vorhin zu schildern versuchte, bemerken wir von dieser ätiologischen Verknüpfung in der Entwicklung der Phantasiesysteme nichts. Es ist, als ob dort die Todesgefahr mit den scheuenden Pferden ohne irgend welche nennenswerte Wirkung vorübergegangen wäre. Alle jenem Erlebnis folgenden Jahre ließen nichts von einer Nachwirkung jenes Schreckens erkennen. Es war, als ob jenes Ereignis nie geschehen wäre. Vielleicht ist es auch gar nie vorgekommen, was ich in parenthesi beifügen will. Nichts hindert, daß es eine bloße Phantasie ist, denn ich stütze mich hierin nur auf die Angaben der Patientin[1]).

Plötzlich, nach vielleicht 18 Jahren, wird das Ereignis bedeutsam und wird sozusagen reproduziert und konsequent durchgeführt. Die alte Theorie sagte: der damals eingeklemmte Affekt habe sich plötzlich einen Weg nach außen gebahnt. Diese Annahme ist überaus unwahrscheinlich und gewinnt an Undenkbarkeit, wenn wir berücksichtigen, daß diese Geschichte mit den scheuenden Pferden auch ebensogut nicht wahr sein kann. Sei dem, wie ihm wolle: es ist und bleibt eine kaum annehmbare Sache, daß ein Affekt lange Jahre begraben liegt und dann plötzlich einmal explodiert bei einer unpassenden Gelegenheit.

Es ist verdächtig, daß die Patienten sehr oft eine ausgesprochene Neigung haben, irgend ein altes Erlebnis als die Ursache ihres Leidens anzugeben, wodurch sie in geschickter Weise die Aufmerksamkeit ihres Arztes von der Gegenwart weg auf eine falsche Spur in der Vergangenheit lenken.

---

[1]) Es dürfte nicht überflüssig sein hier zu bemerken, daß es immer noch Leute gibt, die glauben, daß der Psychoanalytiker von seinen Patienten angelogen werden könne. Das ist ganz unmöglich: Lüge ist Phantasie. Und wir behandeln Phantasien.

Dieser falsche Weg war der Weg der ersten psychoanalytischen Theorie. Wir verdanken der falschen Hypothese eine vorher nie erreichte Höhe der Einsicht in die Determination des neurotischen Symptoms, eine Höhe, die wir nie erreicht hätten, wenn nicht die Forschung diesen Weg, den eigentlich die irreführende Tendenz des Kranken gewiesen hat, beschritten hätte. Ich denke, nur der, der das Weltgeschehen als eine Kette von mehr oder weniger irrtümlichen Zufälligkeiten betrachtet und deßhalb glaubt, es bedürfe beständig der erzieherischen Hand des vernunftbegabten Menschen, kann auf die Idee kommen, dieser Forschungsweg sei ein Irrweg gewesen, den man mit einer Warnungstafel versehen müsse. Außer der vertieften Einsicht in die psychologische Determination verdanken wir diesem „Irrtum" Fragestellungen von unabsehbarer Tragweite. Wir müssen froh und dankbar sein, daß Freud den Mut hatte, diesen Weg sich führen zu lassen. Nicht solche Dinge hindern den Fortschritt der Wissenschaft, sondern das konservative Festhalten an einmaligen Einsichten, der typische Konservativismus der Autorität, die kindische Eitelkeit des Gelehrten auf sein Rechthaben und seine Angst, sich zu irren. Dieser mangelnde Opfermut schädigt das Ansehen und die Größe der wissenschaftlichen Erkenntnis weit mehr als ein ehrlicher Irrweg. Wann wird das überflüssige Gezänk ums Rechthaben ein Ende nehmen? Man blicke auf die Wissenschaftsgeschichte: Wie viele haben recht gehabt, und wie viele haben recht behalten?

Kehren wir zu unserm Falle zurück! Die Frage, die sich nunmehr erhebt, ist folgende: Wenn es also das alte Trauma nicht ist, dem ätiologische Bedeutung zukommt, so ist offenbar die nächste Ursache der manifesten Neurose in der Rückständigkeit der affektiven Entwicklung zu suchen. Wir haben also die Angabe der Patientin, daß ihre hysterischen Dämmerzustände von jenem Erschrecken vor den Pferden herkommen, für nichtig zu erklären, obschon dieses Erschrecken tatsächlich der Ausgangspunkt für ihre manifeste Erkrankung gewesen war. Dieses Erlebnis erscheint bloß als wichtig, ohne es in Wirklichkeit zu sein. Diese Formulierung gilt auch für die meisten anderen Traumata. Sie scheinen bloß wichtig zu sein, indem sie der Anlaß zur Manifestation eines schon längst abnormen Zustandes sind. Der abnorme Zustand ist, wie wir bereits des Nähern ausgeführt haben, ein anachronistisches Weiterbestehen einer infantilen Stufe der Libidoentwicklung. Die Patienten bewahren noch Anwendungsformen der Libido, die sie längst hätten ablegen sollen. Es ist beinahe unmöglich,

gewissermaßen ein Verzeichnis dieser Formen zu liefern, denn sie sind von einer gewaltigen Mannigfaltigkeit. Die häufigste und sozusagen nie fehlende Form ist die übermäßige Phantasietätigkeit, welche durch eine unbekümmerte Überbetonung der subjektiven Wünsche gekennzeichnet ist. Die übertriebene Phantasietätigkeit ist immer ein Zeichen mangelhafter Realanwendung der Libido. Anstatt daß die Libido zu einer möglichst genauen Anpassung an die realen Verhältnisse verwendet wird, bleibt sie in phantastischen Anwendungen stecken. Man nennt diesen Zustand einen partiellen Introversionszustand, indem die Libidoanwendung noch zum Teil phantastisch ist oder illusionär, anstatt angepaßt zu sein an die wirklichen Verhältnisse. Eine regelmäßige Begleiterscheinung dieser Rückständigkeit der affektiven Entwicklung ist der Elternkomplex. Wenn die Libido nicht voll für die reale Anpassungsleistung gebraucht wird, so ist sie immer mehr oder weniger introvertiert[1]). Der materielle Inhalt der psychischen Welt besteht aus Reminiszenzen, d. h. aus den Materialien der individuellen Vergangenheit (abgesehen von aktuellen Wahrnehmungen). Wenn nun die Libido partiell oder total introvertiert ist, so besetzt sie mehr oder weniger ausgedehnte Reminiszenzengebiete, wodurch diese eine Lebendigkeit oder Aktivität erlangen, die ihnen längst nicht mehr zugehört. Die Konsequenz ist, daß dann die Kranken immer mehr oder weniger in einer Welt leben, die eigentlich der Vergangenheit angehört. Sie schlagen sich mit Schwierigkeiten herum, die einmal in ihrem Leben eine Rolle gespielt haben, die aber längst erloschen sein sollten. Sie kümmern sich noch um Dinge, oder vielmehr, sie müssen sich noch um Dinge kümmern, die längst nicht mehr wichtig sein sollten. Sie ergötzen oder quälen sich mit Vorstellungen, die einstmals normalerweise bedeutsam waren, aber für das erwachsene Alter keine Bedeutung mehr haben. Unter diesen Dingen, die für die Infantilzeit von größter Bedeutung waren, spielen die Persönlichkeiten der Eltern die einflußreichste Rolle. Auch wenn die Eltern schon längst tot sind und alle Bedeutung verloren haben könnten und sollten, indem sich die Lebenslage der Kranken seither vielleicht total verändert hat, so sind sie dem Patienten doch noch irgendwie gegenwärtig und

---

[1]) Die Introversion will nicht sagen, daß die Libido dann einfach untätig aufgehäuft sei, sondern daß sie in phantastischer oder illusionärer Weise angewendet sei, insofern sich aus der Introversion eine Regression auf einen infantilen Anpassungsmodus ergeben hat. Die Introversion kann auch zu einem vernünftigen Plane des Handelns führen.

bedeutsam, wie wenn sie noch am Leben wären. Die Liebe und Verehrung, der Widerstand, die Abneigung, der Haß und die Auflehnung der Kranken kleben noch an ihren durch Gunst oder Mißgunst entstellten Abbildern, die öfter mit der einstmaligen Wirklichkeit nicht mehr viel Ähnlichkeit haben. Diese Tatsache hat mich dazu gedrängt, nicht mehr von Vater und Mutter direkt zu sprechen, sondern dafür den Terminus „Imago" von Vater und Mutter zu gebrauchen, indem es sich in solchen Phantasien nicht mehr eigentlich um Vater oder Mutter handelt, sondern bloß um deren subjektive und öfter gänzlich entstellte Imagines, die im Geiste des Kranken ein zwar schemenhaftes, aber einflußreiches Dasein führen. Der Komplex der Elternimagines, d. h. die Summe der auf die Eltern sich beziehenden Vorstellungen stellt ein wichtiges Anwendungsgebiet der introvertierten Libido dar. Ich bemerke beiläufig, daß der Komplex an sich ein bloß schattenhaftes Dasein führt, insofern er nicht mit Libido erfüllt ist. Nach dem früheren Sprachgebrauch, der sich in meinen „Assoziationsstudien" herausgebildet hat, wurde als Komplex ein System von Vorstellungen bezeichnet, das bereits mit Libido besetzt und dadurch aktiviert war. Dieses System besteht aber auch als bloße Anwendungsmöglichkeit, auch wenn es vorübergehend oder dauernd nicht mit Libido besetzt ist.

Als die psychoanalytische Theorie noch im Banne der traumatischen Auffassung stand und demgemäß die causa efficiens der Neurose in der Vergangenheit aufzusuchen geneigt war, schien es uns, als ob gerade der Elternkomplex der sogenannte „Kernkomplex" der Neurose wäre — um einen Ausdruck Freuds zu gebrauchen. Die Rolle der Eltern erschien als dermaßen determinierend, daß wir versucht waren, darin die Schuld an allen späteren Verwicklungen im Leben der Kranken zu suchen. Ich habe diese Auffassung vor einigen Jahren in meiner Schrift „Über die Bedeutung des Vaters für das Schicksal des Einzelnen" zur Diskussion gestellt. Auch hierin ließen wir uns von den Neigungen der Kranken führen, die, entsprechend der Richtung der introvertierten Libido in die Vergangenheit wiesen. Diesmal war es allerdings nicht mehr das äußerliche akzidentelle Erlebnis, von dem die pathogene Wirkung auszugehen schien, sondern eine psychologische Wirkung, die aus den Schwierigkeiten der Anpassung des Individuums an die Bedingungen des familiären Milieus herzustammen schien. Es war besonders die Differenz zwischen den Eltern einerseits und den Eltern und dem Kinde anderseits, welche geeignet erschien, im Kinde

Strömungen zu erzeugen, die sich mit seiner eigenen individuellen Lebensrichtung schlecht oder gar nicht vertrugen. Ich habe in meiner vorhin erwähnten Schrift aus der Fülle der Beobachtungen, die mir über diese Frage vorlagen, einige Fälle als Beispiele angeführt, in denen mir diese Wirkungen besonders deutlich erschienen. Die anscheinend von den Eltern ausgehenden Wirkungen beschränken sich nicht etwa darauf, daß die neurotischen Nachkommen bisweilen nicht aufhören können, ihre familiären Verhältnisse oder ihre falsche Erziehung als Grund ihrer Krankheit anzuschuldigen, sondern sie erstrecken sich auch auf Lebensereignisse und Handlungen der Kranken, von denen man eine derartige Determination nicht erwartet hätte. Die sowohl beim Wilden wie beim Kind enorm rege Imitationstätigkeit kann bei besonders empfindsamen Kindern zu einer eigentlichen innerlichen Identifikation mit den Eltern führen, d. h. zu einer dermaßen ähnlichen geistigen Gesamtrichtung (attitude), daß Wirkungen auf das Leben dadurch herausgebracht werden, die den Erlebnissen der Eltern gelegentlich bis ins Detail gleichen[1]). Was das empirische Material zu dieser Frage betrifft, muß ich Sie auf die Literatur verweisen. Ich kann aber an dieser Stelle nicht umhin, daran zu erinnern, daß meine Schülerin, Dr. Emma Fürst, für das in Frage stehende Problem wertvolle experimentelle Nachweise gebracht hat. Ich habe mich auf diese Untersuchungen schon in meinen Vorlesungen an der Clark University bezogen. Fürst hat bei ganzen Familien durch Assoziationsexperimente den sogenannten Reaktionstypus der einzelnen Familienglieder festgestellt. Es zeigte sich, daß sehr oft ein unbewußter Parallelismus der Assoziation zwischen Eltern und Kindern existiert, welcher nicht anders als eben durch eine intensive Imitation oder Identifikation erklärt werden kann. Die Versuchsergebnisse deuten auf eine weitgehende Gleichrichtung der biologischen Tendenzen, woraus unschwer die bisweilen erstaunliche Übereinstimmung im Schicksal erklärt werden kann. Unsere Schicksale sind in der Regel die Resultanten unserer psychologischen Tendenzen.

Diese Tatsachen lassen es begreiflich erscheinen, daß nicht nur die Kranken, sondern auch die auf solchen Erfahrungen aufgebauten theoretischen Ansichten der Annahme zuneigen, die Neurose sei das Resultat der charakterologischen Einflüsse der Eltern auf die Kinder. Gestützt wird diese Annahme noch erheblich durch die der Pädagogik

[1]) Ich sehe dabei ganz ab von der vererbten organischen Ähnlichkeit, die natürlich für vieles verantwortlich ist, aber lange nicht für Alles.

als Grundlage dienende Erfahrung von der Formbarkeit der kindlichen Seele, die gerne mit weichem Wachs verglichen wird, das alle Eindrücke aufnimmt und bewahrt. Wir wissen, daß die ersten Kindheitseindrücke unverlierbar den Menschen durch sein ganzes Leben begleiten, und daß ebenso unzerstörbar gewisse Erziehungseinflüsse den Menschen zeitlebens in gewisse Schranken zu bannen vermögen. Es ist unter diesen Umständen nicht nur kein Wunder, sondern sogar eine häufige Erfahrung, daß Konflikte ausbrechen zwischen jener Persönlichkeit, die durch die Erziehung und die sonstigen Einflüsse des infantilen Milieus geformt wurde, und der eigentlichen individuellen Lebensrichtung. Diesem Konflikt verfallen alle die Menschen, die berufen sind, ein selbständiges und schöpferisches Leben zu führen.

Der enorme Einfluß der Jugendzeit auf die spätere Charakterentwicklung macht es durchaus begreiflich, daß man die Ursache einer Neurose direkt aus den Einflüssen des infantilen Milieus ableiten möchte. Ich muß gestehen, daß ich Fälle kenne, wo jede andere Erklärung mir weniger Berechtigung zu haben scheint. Es gibt tatsächlich Eltern, die durch ihr eigenes widerspruchsvolles Gebaren ihre Kinder dermaßen unsinnig behandeln, daß die Erkrankung der Kinder unvermeidlich erscheint. Es gilt daher unter Nervenärzten als eine Regel, wenn immer möglich, neurotische Kinder aus der gefährlichen familiären Atmosphäre zu befreien und unter gesündere Einflüsse zu bringen, wo sie auch öfter ohne irgend welche ärztliche Behandlung viel besser gedeihen als zu Hause. Es gibt nun sehr viele Neurotiker, die schon als Kind deutlich neurotisch und also seit der Kindheit nie frei von Krankheit waren. Für solche Fälle scheint die eben skizzierte Auffassung im allgemeinen gültig zu sein.

Diese uns vorderhand als definitiv erscheinende Erkenntnis wurde durch die Arbeiten von Freud und der psychoanalytischen Schule bedeutend vertieft. Die Beziehung des Kranken zu seinen Eltern wurde bis in alle Einzelheiten studiert, indem diese Beziehungen es gerade sind, was als ätiologisch bedeutsam dürfte angesehen werden. Man bemerkte bald, daß dem tatsächlich so ist, daß die Kranken partiell oder total noch in ihrer kindlichen Welt leben, nicht daß ihnen dies ohneweiters bewußt wäre! Im Gegenteil ist es die schwierige Aufgabe der Psychoanalyse, die psychologische Anpassungsweise der Kranken so genau zu studieren, daß man den Finger auf die infantilen Mißverständnisse legen kann. Wie Sie wissen, befinden sich unter den Neurotikern auffallend viele, die ehemals verwöhnte Kinder waren.

Solche Fälle liefern die besten und deutlichsten Beispiele für den Infantilismus der psychologischen Anpassungsweise. Solche Menschen treten ins Leben mit denselben inneren Ansprüchen an Entgegenkommen, Zärtlichkeit und raschen Erfolg, der ohne Mühe erworben ist, wie sie es in ihrer Jugend der Mutter gegenüber gewohnt waren. Auch sehr intelligente Kranke sind dabei nicht imstande, von vornherein einzusehen, daß sie ihre Schwierigkeiten im Leben und ihre Neurose dazu dem Mitschleppen der infantilen Gefühlseinstellung verdanken. Die kleine Welt des Kindes, das familiäre Milieu ist Modell der großen Welt. Je intensiver die Familie ein Kind geprägt hat, desto mehr wird es, wenn einmal erwachsen, geneigt sein, gefühlsmäßig in der großen Welt wiederum seine frühere kleine Welt zu sehen. Natürlich ist dies nicht als ein bewußter intellektueller Prozeß zu verstehen. Im Gegenteil empfindet und sieht der Kranke den Gegensatz zwischen einst und jetzt und sucht sich, so gut es eben geht, anzupassen. Er glaubt vielleicht ganz angepaßt zu sein, indem er vielleicht intellektuell wohl die Situationen übersieht, aber das hindert nicht, daß das Gefühl noch weit hinter der intellektuellen Einsicht nachhinkt. Diese Erscheinung brauche ich Ihnen wohl nicht mit Beispielen zu belegen. Es ist ja eine alltägliche Erfahrung, daß unsere Affekte nie auf der Höhe unserer Einsicht sind. So geht es auch dem Kranken in vielfach vermehrter Intensität. Er glaubt vielleicht, bis auf seine Neurose ein normaler Mensch und daher den Lebensbedingungen angepaßt zu sein. Er ahnt aber nicht, daß er auf gewisse kindliche Ansprüche noch nicht eigentlich verzichtet hat, daß er noch Erwartungen und Illusionen im Hintergrunde hegt, die er sich nie richtig bewußt gemacht hat. Er pflegt allerhand Lieblingsphantasien, die vielleicht selten, jedenfalls aber nicht immer so bewußt sind, daß er selber weiß, daß er sie besitzt. Sie sind öfter nur als gefühlsmäßige Erwartungen, Hoffnungen, Vorurteile usw. vorhanden. Man nennt die Phantasien in diesem Fall unbewußt. Bisweilen tauchen die Phantasien als ganz flüchtige Gedanken im peripheren Bewußtsein auf, um im nächsten Moment wieder zu verschwinden, so daß der Kranke nicht imstande ist, zu sagen, ob er solche Phantasien gehabt hat oder nicht. Die meisten Kranken lernen es erst im Laufe der psychoanalytischen Behandlung, die flüchtig vorüberhuschenden Gedanken zu halten und zu beobachten. Wenn schon die meisten Phantasien gewiß einmal als flüchtig vorüberhuschender Gedanke einen Moment bewußt waren, so geht es doch nicht an, sie deshalb bewußt zu nennen, denn sie sind praktisch

meistens unbewußt. Man darf sie daher mit Recht als unbewußt benennen. (Es gibt selbstverständlich auch kindliche Phantasien, die ganz bewußt und auch jeder Zeit reproduzierbar sind.)

Das Gebiet der unbewußten Infantilphantasien ist zum eigentlichen Forschungsobjekt der Psychoanalyse geworden, denn dieses Gebiet scheint den Schlüssel zur Ätiologie der Neurose zu enthalten. Ganz anders als bei der Traumatheorie sind wir hier, gedrängt durch alle vorhin erwähnten Gründe, zur Annahme geneigt, daß in der Familiengeschichte das Fundament für die psychologische Gegenwart aufzusuchen sei.

Diejenigen Phantasiesysteme, die sich schon auf bloße Befragung der Patienten präsentieren, sind meist komponierter Natur, romanhaft oder dramatisch ausgearbeitet. Sie sind trotz ihrer elaborierten Beschaffenheit von relativ geringem Wert für die Erforschung des Unbewußten. Sie sind dazu schon zu sehr den Anforderungen der Etikette und der gesellschaftlichen Moral ausgesetzt, indem sie eben bewußt sind. Dadurch werden sie von allen persönlich peinlichen und auch von allen unschönen Einzelheiten gesäubert, infolgedessen sie gesellschaftsfähig werden und nicht mehr viel verraten. Die wertvolleren und die anscheinend einflußreichern Phantasien sind nicht bewußt, in dem vorhin definierten Sinne. Sie sind also auf dem Wege der psychoanalytischen Technik zu eruieren. Ohne mich hier näher mit der Frage der Technik befassen zu wollen, muß ich einem Einwand begegnen, den man so oft hören kann, als man mag. Es ist dies der Einwand, die sogenannten unbewußten Phantasien seien bloß in die Patienten hineinsuggeriert und existierten also nur in den Köpfen der Psychoanalytiker. Dieser Einwand gehört zu jener absolut billigen Kategorie derjenigen Vorwürfe, die uns plumpe Lehrlingsfehler zumuten. Ich denke, nur Menschen mit keinerlei psychologischer Erfahrung und mit keinerlei historisch-psychologischem Wissen sind imstande, solche Vorwürfe zu machen. Wer nur eine Ahnung hat von Mythologie, der wird die verblüffenden Parallelen zwischen den von der psychoanalytischen Schule herausgebrachten unbewußten Phantasien und mythologischen Vorstellungen unmöglich übersehen können. Der Einwand, unsere Kenntnis der Mythologie werde in die Kranken hineinsuggeriert, ist gedankenlos, indem die psychoanalytische Schule zuerst die Phantasien entdeckt hat und dann erst mit der Mythologie bekannt wurde. Die Mythologie liegt bekanntlich dem Mediziner unendlich fern.

Insofern diese Phantasien unbewußt sind, weiß der Kranke natürlich nichts von ihrer Existenz, und direkte Befragung darüber wäre ganz sinnlos. Man kann aber immer wieder hören, daß die Patienten, und nicht nur diese, sondern auch die sogenannten Normalen, sagen: „Wenn ich solche Phantasien hätte, so müßte ich es doch irgendwie wissen." Was unbewußt ist, ist aber tatsächlich etwas, was man nicht weiß. Auch unsere Opposition ist ganz davon überzeugt, daß es dergleichen nicht gibt. Dieses Urteil a priori ist scholastisch und mit keinen Gründen zu stützen. Wir können uns unmöglich auf das Dogma gründen, daß nur Bewußtsein Seele sei, wo wir uns doch tagtäglich davon überzeugen können, daß unser Bewußtsein tatsächlich nur einen Teil der psychischen Funktion enthält. Die Inhalte unseres Bewußtseins treten ja alle schon in hoher Komplexität auf; die Konstellation unseres Denkens durch das Gedächtnismaterial ist ganz überwiegend unbewußt usw. Wir sind daher wohl oder übel genötigt, etwas nichtbewußtes Psychisches anzunehmen, das zunächst, wie Kants Ding an sich, „lediglich negativer Grenzbegriff" ist. Da wir aber Wirkungen wahrnehmen, deren Ursprung nicht im Bewußtsein liegt, so sind wir genötigt, der Sphäre des Nichtbewußten hypothetische Inhalte zu geben, nämlich eben vorauszusetzen, daß die Ursprünge gewisser Wirkungen im Unbewußten liegen, weil sie nicht bewußt sind. Dieser Fassung des Unbewußten kann wohl kaum Mystizismus vorgeworfen werden. Wir bilden uns gar nicht ein, irgend etwas Positives über den Zustand des Psychischen im Unbewußten zu wissen oder zu behaupten. Wir haben dafür Symbolbegriffe eingesetzt nach Analogie der Begriffsfassung fürs Bewußte, und diese Terminologie hat sich praktisch bewährt. Auch ist diese Art der Begriffsfassung die einzig mögliche nach dem Grundsatz: principia praeter necessitatem non sunt multiplicanda. Wir reden daher von den Wirkungen des Unbewußten genau so, wie von den Phänomenen des Bewußten. Man hat sich sehr daran gestoßen, daß Freud vom Unbewußten sagte: „es könne nur wünschen" und man hat dies für eine unerhörte metaphysische Behauptung gehalten, etwa wie die Leitsätze der Philosophie des Unbewußten von Hartmann. Die Entrüstung kommt nur daher, daß diese Kritiker von einer ihnen selber offenbar nicht bewußten metaphysischen Vorstellung des Unbewußten als eines Ens per se ausgehen und naiverweise ihre erkenntnistheoretisch unbereinigte Begriffsfassung auf uns projizieren. Für uns ist das Unbewußte keine Entität, sondern bloß Terminus, über dessen metaphysische Wesenheit wir uns keinerlei Vorstellungen

zu machen gestatten; im Gegensatz zu jenen Psychologen am grünen Tisch, die nicht nur sehr genau über die Gehirnlokalisation der Seele und die physiologischen Korrelate des geistigen Prozesses unterrichtet sind und daher mit Bestimmtheit anzugeben wissen, daß außerhalb des Bewußtseins nur noch „physiologische Rindenprozesse" vorhanden wären. Man traue uns solche Naivitäten nicht zu. Wenn daher Freud sagt: das Unbewußte könne nur wünschen, so beschreibt er in symbolischen Terminis Wirkungen, deren Quelle nicht bewußt ist, die aber vom Standpunkt des bewußten Denkens nicht anders als analog dem Wünschen betrachtet werden können. Übrigens ist sich die psychoanalytische Schule bewußt, daß die Diskussion jederzeit eröffnet werden kann über die Frage, ob das „Wünschen" die passende Analogie sei. Wer etwas Besseres weiß, ist willkommen. Statt dessen begnügt sich unsere Opposition im wesentlichen damit, die Existenz der Phänomene wegzustreiten oder, wenn gewisse Phänomene zugegeben werden, sich doch der theoretischen Formulierung zu enthalten. Letzterer Standpunkt ist menschlich begreiflich, denn es ist nicht jedermanns Sache, theoretisch zu denken.

Falls es einem gelungen ist, sich vom Dogma der Identität von Bewußtsein und Psyche loszumachen und damit die mögliche Existenz außerbewußter psychischer Prozesse zuzugeben, so kann er a priori keinerlei psychische Möglichkeit im Unbewußten bestreiten oder behaupten. Man wirft nun der psychoanalytischen Schule vor, sie behaupte gewisse Dinge, ohne genügende Gründe dafür vorzubringen. Uns scheint es, als ob die in der Literatur schon reichlich, fast zu reichlich vorhandene Kasuistik genug und übergenug Gründe enthalte. Unseren Gegnern erscheinen sie ungenügend. Es muß also ein tatsächlicher Unterschied im Begriff von „genügend" vorhanden sein respektive im Anspruch an die Tragweite der Gründe. Die Frage lautet also: Warum stellt die psychoanalytische Schule anscheinend weit geringere Ansprüche an die Beweisgründe ihrer Formulierungen als die Opposition? Der Grund ist sehr einfach. Ein Ingenieur, der eine Brücke gebaut und deren Tragfähigkeit berechnet hat, braucht keine weiteren Beweise für das Gelingen der Belastungsprobe. Ein skeptischer Laie aber, der keine Ahnung hat, wie eine Brücke gebaut wird und welche Leistungsfähigkeit das dazu verwendete Material besitzt, wird ganz andere Beweise für die Tragfähigkeit der Brücke verlangen, da er keinerlei Vertrauen in die Situation haben kann. Es ist in erster Linie die tiefe Unkenntnis der Opposition über das, was wir tun, welche ihre For-

derungen in die Höhe schraubt. In zweiter Linie kommen alle die zahlreichen theoretischen Mißverständnisse, welche wir unmöglich alle wissen und aufklären können. So wie wir bei unseren Patienten immer wieder neue und erstaunlichere Mißverständnisse der Wege und der Ziele der psychoanalytischen Methode entdecken, so sind auch unsere Kritiker unerschöpflich in der Ersinnung von Mißverständnissen. Sie haben vorhin bei der Diskussion des Begriffes des Unbewußten gesehen, was für falsche Voraussetzungen philosophischer Natur das Verständnis unserer Terminologie hindern können. Es ist begreiflich, daß ein Mensch, der dem Unbewußten unwillkürlich eine absolute Entität zuschreibt, ganz andere Anforderungen, sogar unerschwingliche, wie die Gegner es tatsächlich tun, an unsere Beweisgründe stellen muß. Wenn es gälte, die Unsterblichkeit zu beweisen, so müßten ganz andere Berge gewichtigster Beweise gesammelt werden, als wenn es sich darum handelt, die Existenz von Plasmodien bei einem Malariakranken nachzuweisen. Die metaphysische Erwartung stört das wissenschaftliche Denken noch viel zu sehr, als daß man die Probleme der Psychoanalyse einfach genug auffassen könnte.

Um unserer Opposition aber kein Unrecht zu tun, muß auch hervorgehoben werden, daß die psychoanalytische Schule selber, wenn auch unschuldigerweise, reichlich Anlaß zu Mißverständnissen gegeben hat. Eine Hauptquelle dafür ist die Verworrenheit auf theoretischem Gebiete. Wir haben leider keine sehr präsentable Theorie. Sie werden dies aber verstehen, wenn Sie am konkreten Falle sehen, mit welchen enormen Schwierigkeiten man zu ringen hat. Im Gegensatz zu der Meinung fast aller Kritiker ist Freud nichts weniger als ein Theoretiker. Er ist Empiriker, was jedermann ohneweiters anerkennt, der sich einigermaßen mit Bereitwilligkeit in Freuds Arbeiten vertieft und sich bemüht, in seinen Fällen so zu sehen, wie er sieht. Diese Bereitwilligkeit hat unsere Opposition leider gar nicht. Wie wir schon viele Male gehört haben, ist es unseren Kritikern sogar widerwärtig und ekelhaft, so zu sehen, wie Freud sieht. Wie aber will man sich von der Art und Weise der Freudschen Methodik unterrichten, wenn man sich durch Ekel davon abhalten läßt? Weil man es unterläßt, sich den von Freud aufgestellten Gesichtspunkten anzubequemen, als einer vielleicht notwendigen Arbeitshypothese, kommt man dann auf die ungereimte Vermutung, Freud sei ein Theoretiker. Man nimmt gerne an, daß die „Drei Abhandlungen zur Sexualtheorie" Theorie a priori seien, ausgeklügelt von einem bloß spekulierenden Kopf, der dann

nachher alles in die Patienten hineinsuggeriere. So wird die Wirklichkeit gänzlich auf den Kopf gestellt. Aber so hat der Kritiker leichtes Spiel, und das ist es ja, was er wünscht. Auf die „paar Krankengeschichten", die der Psychoanalytiker gewissenhaft seinen theoretischen Behauptungen zugrunde legt, kommt es den Kritikern gar nicht an, sondern bloß auf die Theorie und die theoretische Formulierung der Technik. Hier sind allerdings nicht die verwundbaren Stellen der Psychoanalyse — denn sie ist bloße Empirie — wohl aber ist hier ein weites und ganz ungenügend bebautes Feld, wo sich der Kritiker nach Herzenslust tummeln kann. Auf dem Gebiet der Theorie sind der Unsicherheiten viele und der Widersprüche nicht wenige. Das war uns bewußt, lange bevor die gelehrte Kritik anfing, unsern Sachen Beachtung zu schenken.

Nach dieser Abschweifung wollen wir zu der uns beschäftigenden Frage der unbewußten Phantasien zurückkehren. Es ist niemand, wie wir sahen, berechtigt, deren Existenz und Eigenschaften ohneweiters zu behaupten, es müßte denn sein, daß im Bewußtsein Wirkungen beobachtet werden, deren unbewußte Ursprünge in bewußtseinssymbolischen Ausdrücken beschrieben werden können. Die Frage ist nur die, ob tatsächlich im Bewußtsein Wirkungen aufgefunden werden können, welche dieser Erwartung entsprechen. Die psychoanalytische Schule glaubt derartige Wirkungen entdeckt zu haben. Um gleich das Hauptphänomen zu nennen, erwähne ich den T r a u m. Von ihm ist zu sagen, daß er als komplexe Größe in das Bewußtsein eintritt, deren Zusammenhang aus Elementen nicht bewußt ist. Erst durch nachherige Anreihung von Assoziationen an die einzelnen Bilder des Traumes läßt sich die Herkunft der Bilder aus gewissen Erinnerungen jüngerer und älterer Vergangenheit erweisen. Man fragt sich etwa: Wo habe ich denn das gesehen oder gehört? Und auf dem gewöhnlichen Einfallswege präsentiert sich die Erinnerung, daß man gewisse Traumstücke teils am Vortage, teils früher bewußt erlebt hat. So weit wird wohl jeder beipflichten, denn dies sind altbekannte Dinge. Insofern stellt sich der Traum als eine in der Regel unverständliche Komposition gewisser, zunächst nicht bewußter Elemente dar, die nachträglich auf dem Einfallswege wieder erkannt werden[1]). Es

[1]) Auch dies könnte als eine aprioristische Behauptung bestritten werden. Ich muß aber bemerken, daß diese Auffassung der einzigen allgemein anerkannten „working hypothesis" der psychologischen Traumentstehung entspricht: der Ableitung des Traumes aus Erlebnissen und Gedanken der Jüngstvergangenheit. Wir bewegen uns also auf bekanntem Boden.

ist auch nicht etwa so, daß gewisse Traumstücke unter allen Umständen Bekanntheitsqualität hätten, woraus man etwa ihren Bewußtseinscharakter ableiten könnte, sondern sie sind öfter, sogar meist, zunächst unerkennbar. Erst nachträglich fällt uns ein, dieses oder jenes Stück schon bewußt erlebt zu haben. Wir dürfen daher schon von diesem Standpunkt aus den Traum als eine Wirkung unbewußten Ursprunges ansehen. Die Technik zur Aufschließung der unbewußten Ursprünge ist die vorhin angegebene, die jeder Traumforscher lange vor Freud schon ohneweiters angewendet hat. Man sucht sich einfach zu erinnern, woher die Traumstücke stammen. Auf dieses höchst einfache Prinzip gründet sich die psychoanalytische Technik der Auflösung eines Traumes. Es ist eine Tatsache, daß gewisse Traumstücke aus dem Wachleben abstammen, und zwar aus Erlebnissen, die öfter wegen ihrer notorischen Bedeutungslosigkeit dem sichern Vergessen anheimgefallen wären, die sich also bereits auf dem Wege zum Definitiv-Unbewußten befanden. Solche Traumstücke sind eben die Wirkungen „unbewußter Vorstellungen". Man hat sich auch an diesem Ausdruck gestoßen. Selbstverständlich fassen wir die Sache lange nicht so konkret, um nicht zu sagen schwerfällig, wie unsere Kritiker, auf: Gewiß ist dieser Ausdruck nichts wie Bewußtseinssymbolik, woran wir nie gezweifelt haben. Der Ausdruck ist aber durchaus anschaulich und geht gut als ein Zeichen für einen unbekannten psychischen Tatbestand. Wie schon gesagt, gibt es ja für uns keine andere Möglichkeit, als Unbewußtes nach Analogie des Bewußten zu verstehen. Wir bilden uns nicht ein, eine Sache sei verstanden, wenn wir einen prachtvollen und möglichst unverständlichen Namen dafür erfunden haben.

Das Prinzip der psychoanalytischen Auflösungstechnik ist also ungemein einfach und eigentlich längst bekannt. Das fernere Procedere geht in derselben Art konsequent weiter. Wenn man länger bei einem Traume verweilt — was außerhalb der Psychoanalyse natürlich nie geschieht — so gelingt es einem, noch mehr Erinnerungen zu den einzelnen Traumteilen aufzufinden. Zu gewissen Stücken allerdings gelingt es bisweilen nicht, irgend welche Erinnerungen beizubringen. Diese muß man dann zunächst wohl oder übel stehen lassen. Wenn ich hier von „Erinnerungen" spreche, so verstehe ich darunter natürlich nicht ausschließlich Erinnerungen an gewisse konkrete Erlebnisse, sondern ich verstehe darunter auch Reproduktionen von Bedeutungsbeziehungen. Die gesammelten Erinnerungen nennt man das Traummaterial. Mit diesem Material verfährt man weiter nach allgemein

gültiger wissenschaftlicher Methode: Wenn Sie irgend ein experimentelles Material zu verarbeiten haben, dann vergleichen Sie die einzelnen Stücke desselben und ordnen sie nach Ähnlichkeiten. Genau so verfahren Sie mit dem Traummaterial; Sie suchen gemeinsame Züge darin auf, entweder formaler oder materieller Natur. Man hat sich dabei gewisser Vorurteile in höchstem Grade zu entschlagen. Ich habe immer gesehen, daß der Anfänger erwartet, diesen oder jenen Zug zu finden, nach dem er dann das Material zu pressen sucht. Dieser Umstand ist mir gerade aufgefallen bei Kollegen, die vorher mehr oder weniger heftige Gegner der Psychoanalyse waren auf Grund der bekannten Vorurteile und Mißverständnisse. Wenn es das Geschick wollte, daß ich sie analysieren konnte, infolgedessen sie endlich einen wirklichen Einblick in die Methodik erhielten, so war es gewöhnlich der erste Fehler, den sie bei eigener psychoanalytischer Arbeit begingen, daß sie dem Material nach vorgefaßten Meinungen Zwang antaten, d. h. sie ließen nun an ihrem Material ihre vorherige Einstellung zur Psychoanalyse aus, die sie auch nicht objektiv, sondern nur nach subjektiven Phantasien zu würdigen verstanden.

Wagt man sich schon einmal daran, ein Traummaterial zu sichten, so hat man vor keinem Vergleich zurückzuschrecken. Das Material besteht fast in der Regel aus sehr disparaten Vorstellungen, aus denen das Tertium comparationis unter Umständen sehr schwer herauszuziehen ist. Ich muß auf ausführliche Beispiele hier verzichten, da es ganz unmöglich ist, solche ausgedehnte Materialien in einem Vortrag vorzubringen. Ich möchte Sie aufmerksam machen auf die Arbeit Ranks im psychoanalytischen Jahrbuch, Bd. II: Ein Traum, der sich selbst deutet. Dort sehen sie, was für ausgedehnte Materialien für eine Vergleichung in Betracht kommen können.

Man verfährt also zur Erschließung des Unbewußten in einer Weise, wie man sie überall, wo es sich um Vergleichung von Materialien betreffs Konklusion handelt, anwendet. Man hat schon oft eingewendet: Warum soll denn der Traum überhaupt irgend einen unbewußten Inhalt haben? Dieser Einwand ist meines Erachtens so unwissenschaftlich wie nur möglich. Jeder psychologische Moment hat seine besondere Geschichte. Jeder Satz, den ich sage, hat außer seiner von mir bewußt intendierten Bedeutung noch seine historische Bedeutung und kann sich in dieser letzteren Bedeutung ganz anders ausnehmen als in seiner bewußten Bedeutung. Ich drücke mich absichtlich etwas paradox aus: nicht daß ich mich getraute, jeden Satz in seiner individualhistorischen

Bedeutung aufklären zu können. Für größere und kompliziertere Bildungen ist das leichter. Es ist gewiß jedermann davon überzeugt, daß, abgesehen vom manifesten Inhalt eines Gedichtes, das Gedicht selber in Form, Inhalt und Entstehungsweise noch besonders charakteristisch ist für den Dichter. Während der Dichter in seinem Lied einer momentanen Stimmung beredten Ausdruck lieh, sieht der Literarhistoriker Dinge daran und dahinter, welche der Dichter nie vermutet hätte. Die Analysen, die der Literarhistoriker am Materiale eines Dichters vollzieht, sind puncto Methode durchaus der Psychoanalyse zu vergleichen, auch die dabei unterlaufenden Fehler nicht ausgenommen. Überhaupt läßt sich die psychoanalytische Methode der historischen Analyse und Synthese vergleichen. Nehmen wir z. B. an, wir verstünden nicht, was der Ritus der Taufe bedeute, so wie er in unseren heutigen Kirchen geübt wird. Der Priester sagt uns: die Taufe bedeute die Aufnahme des Kindes in die christliche Gemeinschaft. Damit sind wir aber nicht zufrieden, warum muß das Kind mit Wasser begossen werden usw.? Um diesen Ritus zu verstehen, ist aus der Geschichte der Riten, d. h. aus den hierher gehörigen Reminiszenzen der Menschheit ein Vergleichsmaterial zu sammeln, und zwar von verschiedenen Gesichtspunkten aus:

1. Die Taufe bedeutet offenbar einen Initiationsritus, eine Einweihung: also sind die Reminiszenzen heranzuholen, welche überhaupt Initiationsriten aufbewahren.

2. Die Taufe erfolgt mit Wasser. Diese besondere Form bedarf einer andern Reminiszenzenreihe, nämlich der Riten, bei denen Wasser verwendet wurde.

3. Der Täufling wird mit Wasser besprengt. Hier sind alle Riten heranzuholen, wo Besprengung des Initianden erfolgt, wo der Täufling untergetaucht wird usw.

4. Alle Reminiszenzen der Mythologie, die abergläubischen Gebräuche usw. sind wiederzuerinnern, welche in irgend einer Weise der Symbolik des Taufaktes parallel laufen.

Auf diese Weise erhalten wir eine vergleichend religionswissenschaftliche Studie über den Taufakt. Damit eruieren wir die Elemente, aus denen der Taufakt entstanden ist; wir eruieren ferner dessen ursprüngliche Bedeutung und werden zugleich bekannt mit einer reichen religionsbildenden Mythenwelt, welche uns alle die mannigfachen und sinnreichen Bedeutungen des Taufaktes verstehen läßt. So verfährt der Analytiker mit dem Traum: Er sammelt die historischen Parallelen,

auch sehr entlegene, und zwar zu jedem Traumstück und versucht eine psychologische Geschichte des Traumes und seiner ihm zugrunde liegenden Bedeutungen herzustellen. Mit dieser monographischen Bearbeitung des Traumes gewinnt man, genau wie bei der Analyse des Taufaktes, einen tiefen Einblick in das wunderlich feine und sinnreiche Netzwerk unbewußter Determinationen, einen Einblick, den man, wie gesagt, nur vergleichen kann mit dem historischen Verständnis eines Aktes, den wir nur sehr einseitig und oberflächlich zu betrachten gewohnt waren.

Dieser Exkurs über die psychoanalytische Methode erschien mir hier unvermeidlich. Nach all diesen ausgedehnten Mißverständnissen, welche die psychoanalytische Methode beständig zu diskreditieren suchen, fühlte ich mich verpflichtet, Ihnen in dieser zunächst allgemeinen Weise Rechenschaft über die psychoanalytische Methode und deren Stellung in der wissenschaftlichen Methodologie abzulegen. Ich bezweifle nicht, daß es oberflächliche und mißbräuchliche Anwendungen dieser Methodik gibt. Aber für einen einsichtigen Beurteiler kann sich daraus niemals ein Vorwurf gegen die Methode ergeben, so wenig wie ein schlechter Chirurg ein Gegengrund ist gegen die allgemeine Gültigkeit der Chirurgie. Ich bezweifle auch nicht, daß nicht alle Darstellungen der Traumpsychologie von seiten der Psychoanalytiker ganz frei von Mißverständnissen und schiefen Auffassungen sind. Dies kommt aber guten Teils daher, daß es dem Mediziner infolge seiner naturwissenschaftlichen Erziehung schwer fällt, eine exquisit psychologische Methode sich auch begrifflich zu eigen zu machen, obschon er sie instinktiv richtig handhabt.

Die Ihnen vorhin allgemein dargestellte Methode ist diejenige, die ich vertrete und für die ich mich wissenschaftlich verantwortlich erkläre. An den Träumen herumraten und direkte Übersetzungsversuche machen, halte ich für absolut verwerflich und wissenschaftlich unzulässig. Derartiges ist nicht Methode, sondern Willkür und bestraft sich selbst durch Sterilität des Ergebnisses wie jede falsche Methode.

Wenn ich Ihnen die Prinzipien der psychoanalytischen Methode gerade am Traum auseinandersetze, so geschah es deshalb, weil der Traum eines der deutlichsten Beispiele ist für jene Bewußtseinsinhalte, deren Komposition sich einem direkten und unmittelbaren Verständnis entzieht. Wenn Jemand mit einem Hammer einen Nagel einschlägt, um daran etwas aufzuhängen, so verstehen wir jedes Stück der Handlung,

sie ist für uns unmittelbar evident. Anders ist es beim Taufakt, wo jede Phase fragwürdig ist. Wir nennen daher solche Handlungen, deren Bedeutung und Zweck nicht unmittelbar durchsichtig sind, Symbolhandlungen oder Symbole. Auf Grund dieses Raisonnements nennen wir den Traum symbolisch, denn er ist ein psychologisches Gebilde, dessen Ursprung, Sinn und Zweck dunkel sind, daher er eines der reinsten Produkte unbewußter Konstellation darstellt. Wie Freud trefflich sagt, ist der Traum so die Via regia zum Unbewußten.

Abgesehen vom Traum, gibt es noch viele deutliche Wirkungen unbewußter Konstellation. Wir haben im Assoziationsexperiment z. B. ein Mittel, um die Wirkungen vom Unbewußten her exakt festzustellen. Wir sehen diese Wirkungen in jenen Störungen des Experimentes, die ich als Komplexmerkmale bezeichnet habe. Die Aufgabe, welche das Assoziationsexperiment der Versuchsperson stellt, ist so außerordentlich leicht und einfach, daß selbst Kinder die Aufgabe ohne Schwierigkeit bewältigen können. Es ist nun auffallend, daß trotz dieser Umstände so viele Störungen des intendierten Handelns bei diesem Experiment notiert werden müssen. Die einzigen Gründe, die sich regelmäßig als Gründe der Störungen nachweisen lassen, sind die teils bewußten, teils nicht bewußten Konstellationen durch sogenannte Komplexe. In der Mehrzahl der Fälle solcher Störungen läßt sich ohne Schwierigkeit die Beziehung auf gefühlsbetonte Vorstellungskomplexe feststellen. Wir bedürfen aber sehr oft der psychoanalytischen Methode zur Aufklärung solcher Beziehungen, d. h. wir müssen die Versuchspersonen oder Patienten fragen, was für Assoziationen ihnen zu den gestörten Reaktionen einfielen. Damit nehmen wir das historische Material dieser Störung auf, welches dann zur Grundlage der Beurteilung dient. Man hat schon intelligenterweise eingewendet: dann könne ja die Versuchsperson dazu sagen, was sie wolle, also, mit anderen Worten, jeden Unsinn. Man macht diesen Einwand mit der hoffentlich unbewußten Voraussetzung, daß der Historiker, welcher das Material zu seiner Monographie sammelt, ein Idiot sei, der nicht imstande ist, wirkliche Parallelen von bloß scheinbaren zu unterscheiden, und auf plumpe Lügenberichte hereinfällt. Der Mann von Fach verfügt über die Mittel, die gröberen Fehler mit Sicherheit und die feineren mit Wahrscheinlichkeit zu vermeiden. Das Mißtrauen unserer Opposition ist in dieser Hinsicht ergötzlich, denn es ist doch für einen, der die psychoanalytische Arbeit versteht, eine bekannte Sache, daß es nicht allzu schwer ist zu sehen, wo Zusammenhang ist und wo nicht. Vollends

sind schwindelhafte Angaben erstens für die Versuchsperson sehr bezeichnend und zweitens in der Regel als Schwindel leicht erkennbar.

Es ist aber noch eines Einwandes zu gedenken, der eher Erwähnung verdient. Man kann sich fragen, ob die nachträglich reproduzierten Erinnerungen tatsächlich auch die Grundlage des Traumes waren. Wenn ich abends einen interessanten Schlachtbericht lese, nachts vom Balkankrieg träume und bei der Analyse mir einfallsweise wieder Erinnerungen an gewisse Details im Schlachtenbericht kommen, so wird auch ein rigoroser Beurteiler billigerweise annehmen, daß meine Rückbeziehung richtig beziehungsweise wahr sei. Wie ich schon vorher erwähnte, ist dies auch eine der gangbarsten Hypothesen der Traumentstehung. Wir haben nun nichts anderes gemacht, als daß wir diese Arbeitshypothese konsequent auf alle übrigen Einfälle zu allen anderen Traumstücken ausdehnten. Wir sagen damit schließlich eigentlich nicht mehr, als daß dieses Traumstück mit diesem Einfall assoziiert sei, es habe also etwas damit zu tun, es sei irgend eine Beziehung zwischen den beiden Dingen da. Wenn ein distinguierter Kritiker einmal sagte, mit den psychoanalytischen Deutungen könne man sogar eine Gurke mit einem Elefanten verbinden, so zeigte uns der Herr Kritiker eben durch seine Assoziation Gurke-Elefant, daß diese beiden Dinge in seinem Geist irgend eine assoziative Gemeinschaft haben. Man muß schon eine gute Dosis von Unverfrorenheit und magistralem Urteil besitzen, wenn man behaupten kann, daß der menschliche Geist ganz sinnlose Verknüpfungen herstelle. So genügt in diesem Fall ein geringstes Nachdenken, um den Sinn dieser Assoziation zu verstehen.

Beim Assoziationsexperiment können wir die bisweilen außerordentlich intensiven Wirkungen aus dem Unbewußten eben in den sogenannten Komplexinterferenzen feststellen. Diese Fehlleistungen im Assoziationsexperiment sind nun überhaupt Prototypen für die Fehlleistungen des täglichen Lebens, welche in der Mehrzahl als Komplexinterferenzen anzusprechen sind. Freud hat diese Dinge in seinem Buche „Psychopathologie des Alltagslebens" zusammengestellt. Es sind dies die sogenannten Symptomhandlungen, die sich von einem andern Gesichtspunkt aus auch passend als „Symbolhandlungen" bezeichnen ließen und die eigentlichen Fehlhandlungen wie Vergessen, Versprechen usw. Alle diese Erscheinungen sind Wirkungen unbewußter Konstellation und daher ebenso viele Eintrittpforten in das Reich des Unbewußten. Die Fehlleistungen sind, wenn kumuliert,

als Neurose zu bezeichnen, welche unter diesem Aspekt als eine Fehlleistung erscheint und daher als eine Wirkung unbewußter Konstellation aufzufassen ist.

Das Assoziationsexperiment ist also nicht selten ein Mittel, um das Unbewußte sozusagen direkt zu erschließen, obwohl meistens bloß eine Technik, die uns eine gute Auswahl von Fehlleistungen vermittelt, welche dann durch die Psychoanalyse für die Erschließung des Unbewußten nutzbar gemacht werden. Dies wenigstens ist der gegenwärtige und sichere Anwendungsbereich des Assoziationsexperimentes. Ich darf aber erwähnen, daß es vielleicht noch andere besonders wertvolle Daten liefert, welche direkte Einblicke ermöglichen könnten. Jedoch halte ich dieses Problem noch nicht für genügend reif, um davon sprechen zu können.

Vielleicht haben Sie nach dem, was ich Ihnen über unsere Methodik auseinandersetzte, etwas mehr Vertrauen in deren Wissenschaftlichkeit gewonnen, so daß Sie nunmehr geneigt sind, anzunehmen, daß die bis jetzt durch die psychoanalytische Arbeit herausgebrachten Phantasiestoffe nicht bloß willkürliche Annahmen und Illusionen der Psychoanalytiker sind. Vielleicht sind Sie auch bereit, geduldig anzuhören, was uns unbewußte Phantasiestoffe erzählen. Die Phantasien des erwachsenen Lebens sind, insofern sie bewußt sind, von ungeheurer Mannigfaltigkeit und individuellster Formung. Ihre allgemeine Beschreibung ist daher sozusagen unmöglich. Anders aber ist es, wenn wir in die unbewußte Phantasiewelt eines Erwachsenen durch die Analyse eintreten. Dort ist die Mannigfaltigkeit der Phantasiestoffe zwar auch groß, aber lange nicht mehr von jener individuellen Einzigartigkeit wie im Bewußten. Wir begegnen hier mehr typischen Stoffen, die wenigstens nicht selten in ähnlicher Form bei verschiedenen Menschen wiederkehren. Von großer Konstanz sind z. B. Vorstellungen, welche Variationen darstellen von jenen Gedanken, die wir in den Religionen und in der Mythologie antreffen. Diese Tatsache ist so überzeugend, daß wir sagen dürfen, wir hätten in diesen Phantasien die Vorstufen mythologischer und religiöser Vorstellungen entdeckt. Ich müßte außerordentlich weitläufig werden, wenn ich Ihnen entsprechende Beispiele geben sollte. Ich muß Sie für diese Probleme auf meine Arbeit „Wandlungen und Symbole der Libido“ verweisen. Ich erwähne Ihnen nur, daß z. B. das zentrale Symbol des Christentums, das Opfer, in den Phantasien des Unbewußten eine bedeutende Rolle spielt. Die Wiener Schule kennt dieses Phänomen unter dem

mißverständlichen Namen des Kastrationskomplexes. Der in dieser Anwendung paradoxe Terminus geht aus der früher skizzierten eigenartigen Stellung der Wiener Schule zur Frage der Sexualität hervor. Ich habe in meiner vorhin erwähnten Arbeit dem Opferproblem eine besondere Aufmerksamkeit gewidmet. Ich muß mich auf diese beiläufige Erwähnung beschränken und mich nunmehr beeilen, vom Ursprung der unbewußten Phantasiestoffe etwas zu sagen. Im Unbewußten des Kindes vereinfachen sich die Phantasien beträchtlich, entsprechend den Proportionen des kindlichen Milieus. Wir haben, dank den vereinigten Anstrengungen der psychoanalytischen Schule erkannt, daß wohl die häufigste Phantasie der Kindheit der sogenannte Ödipuskomplex ist. Auch diese Bezeichnung erscheint so unpassend wie möglich. Wir wissen ja, daß das tragische Verhängnis des Ödipus darin bestand, daß er die Mutter freite und den Vater erschlug. Dieser tragische Konflikt des erwachsenen Alters scheint von der Seele des Kindes weit weg zu liegen, und es erscheint darum dem Laien ganz undenkbar, daß gerade das Kind diesen Konflikt haben sollte. Bei einigem Nachdenken wird uns aber klar, daß gerade in der engen Beschränkung des Schicksals des Ödipus auf die beiden Eltern das Tertium comparationis liegt. Diese Beschränkung ist für das Kind charakteristisch, für das Schicksal des Erwachsenen sind nicht die Eltern Grenze. Insofern stellt eigentlich Ödipus einen infantilen Konflikt dar, aber in der Vergrößerung des erwachsenen Alters. Die Bezeichnung „Ödipuskomplex" will natürlich nicht sagen, daß dieser Konflikt in erwachsener Form gedacht sei, sondern in der entsprechenden infantilen Verkleinerung und Abschwächung. Zunächst will es überhaupt nur heißen, daß die kindlichen Liebesansprüche zu Vater und Mutter gehen, und insofern nun diese Ansprüche schon eine gewisse Intensität erlangt haben, so daß sie mit Eifersucht das erwählte Objekt verteidigen, insofern kann man von einem Ödipuskomplex reden. Unter dieser Abschwächung und Verkleinerung des Ödipuskomplexes ist nun nicht etwa eine Verkleinerung der Affektsumme überhaupt zu verstehen, sondern jener, für das Kind charakteristische kleinere Anteil an Sexualaffekt. Dafür haben die kindlichen Affekte jene unbedingte Intensität, die beim Erwachsenen für den Sexualaffekt charakteristisch ist. Der kleine Sohn möchte die Mutter allein besitzen und den Vater weghaben. Wie Sie wissen, können sich kleine Kinder schon bisweilen in der eifersüchtigsten Weise zwischen die Eltern drängen. Im Unbewußten gewinnen diese Wünsche und

Absichten eine konkretere und drastischere Form. Die Kinder sind kleine, primitive Menschen und daher mit dem Töten gleich zur Hand, um so viel leichter noch ist dieser Gedanke im Unbewußten möglich, das sich sehr drastisch auszudrücken pflegt. Wie das Kind überhaupt in der Regel harmlos ist, ist auch dieser anscheinend gefährliche Wunsch in der Regel harmlos. Ich sage „in der Regel", denn Sie wissen, daß auch Kinder gelegentlich ihren Mordantrieben nicht nur indirekt, sondern auch direkt Raum geben können. Ebensowenig aber wie das Kind planmäßiger Absichten überhaupt fähig ist, so wenig gefährlich ist auch seine Mordabsicht einzuschätzen. Dasselbe gilt von der Ödipusabsicht der Mutter gegenüber. Die leisen Andeutungen dieser Phantasie können im Bewußten leicht übersehen werden, daher gewiß alle Eltern von ihren Kindern überzeugt sind, daß sie den Ödipuskomplex nicht haben. Eltern sind wie Liebhaber meistens verblendet. Wenn ich aber sage, daß der Ödipuskomplex zunächst nur eine Formel sei für das kindliche Begehren gegenüber Vater und Mutter und für den Konflikt, den dieses Begehren hervorruft — wie jedes eigennützige Begehren Konflikte erzeugt — so dürfte die Sache akzeptabler erscheinen. Die Geschichte der Ödipusphantasie ist von besonderem Interesse, da sie uns sehr viel lehrt über die Entwicklung des unbewußten Phantasierens überhaupt. Man denkt natürlich, das Ödipusproblem sei das Problem des Sohnes. Das ist nun merkwürdigerweise eine Täuschung. Die Libido sexualis geht unter Umständen erst relativ spät in der Pubertätszeit die endgültige Differenzierung ein, welche dem Geschlechte des Individuums entspricht. Vorher hat die Libido sexualis einen geschlechtlich undifferenzierten Charakter, den man auch als bisexuell bezeichnet. Es ist daher eigentlich nicht erstaunlich, daß auch kleine Mädchen den Ödipuskomplex beherbergen können. Nach allem, was wir bisher wissen, gehört die erste Liebe der Mutter, gleichviel ob das Kind männlichen oder weiblichen Geschlechtes sei. In diesem Stadium wird, wenn die Liebe zur Mutter intensiv ist, der Vater als Konkurrent mit Eifersucht ferngehalten. In diesem frühen Alter hat die Mutter natürlich keinerlei irgendwie nennenswerte Sexualbedeutung für das Kind, insofern ist der Terminus „Ödipuskomplex" eigentlich unpassend. Zu dieser Zeit hat nämlich die Mutter noch die Bedeutung eines schützenden, umgebenden, ernährenden Wesens, das aus diesen Gründen lustvoll ist.

Charakteristischerweise ist auch das Lallwort für Mutter Mamma, identisch mit Mutterbrust. Wie mir Dr. Beatrice Hinkle mitteilte,

hat eine Umfrage bei kleinen Kindern ergeben, daß sie gerne die Mutter als die definieren, welche das Essen, die Chokolade usw. gibt. Man kann für dieses Alter wohl kaum behaupten, daß das Essen nur Symbol für das Sexuelle sei, obschon dies später bei Erwachsenen gelegentlich wahr ist. Wie mächtig die nutritive Lustquelle ist, zeigt zur Genüge ein nur oberflächlicher Blick auf die Kulturgeschichte. Die großen Schmausereien des dekadenten Rom beruhten meinetwegen auf allem andern, nur nicht auf verdrängter Sexualität, denn dies könnte man den damaligen Römern am wenigsten vorwerfen. Daß auch diese Exzesse ein Ersatz waren, ist nicht zu bezweifeln, aber nicht für die Sexualität, sondern für die vernachlässigten moralischen Funktionen, die man fälschlicherweise gerne als ein den Menschen von außen aufgenötigtes Gesetz auffaßt. Die Menschen haben die Gesetze, die sie sich machen.

Ich identifiziere, wie früher auseinandergesetzt wurde, das Lustgefühl nicht eo ipso mit der Sexualität. In frühester Kindheit ist der Anteil der Sexualität an der Lustempfindung ein verschwindend geringer. Nichtsdestoweniger kann Eifersucht dabei schon eine große Rolle spielen, denn auch die Eifersucht ist etwas, das nicht ohneweiters in das Sexualgebiet gehört, indem auch der Futterneid allein schon einen Anteil an den ersten Eifersuchtsregungen hat. Man denke nur an die Tiere! Gewiß kommt relativ früh keimende Erotik dazu. Dieses Element verstärkt sich allmählich im Laufe der Jahre, so daß bald der Ödipuskomplex seine klassische Form annimmt. Mit den Jahren prägt sich der Konflikt beim Sohne in einer mehr männlichen und darum typischen Form aus, während beim Mädchen sich die spezifische Zuneigung zum Vater und die entsprechende Eifersuchtseinstellung gegen die Mutter entwickelt. Man könnte diesen Komplex dann den Elektrakomplex nennen. Elektra hat ja bekanntlich Blutrache genommen an ihrer Mutter Klytämnestra für den Gattenmord, der Elektra des geliebten Vaters beraubte. Beide Phantasiekomplexe bilden sich mit wachsender Reifung aus, um erst in der Nachpubertätszeit mit der nunmehr erfolgenden Abtrennung von den Eltern in ein neues Stadium zu treten, dessen Symbol wir bereits wahrgenommen haben: Es ist das Opfersymbol. Je weiter sich die Sexualität entwickelt, desto mehr drängt sie das Individuum aus der Familie heraus, damit es zur Unabhängigkeit und Selbständigkeit gelange. Nun ist aber das Kind durch seine ganze Vorgeschichte eng mit der Familie, besonders mit den Eltern verwachsen, infolgedessen

es öfter nur mit großen Schwierigkeiten gelingt, sich innerlich vom infantilen Milieu, d. h. vielmehr sich von seiner infantilen „Attitüde" loszusagen. Gelingt es dem aufwachsenden Menschen nicht bald, sich innerlich zu lösen, so wird der Ödipus- und Elektrakomplex zum Konflikt, und dann ist die Möglichkeit zu neurotischen Störungen gegeben, indem dann eine bereits sexuell entwickelte Libido sich der im Komplex gegebenen Form bemächtigt und Gefühle und Phantasien herbeiführt, welche unmißverständlich die wirksame Existenz der vorher unbewußten und relativ unwirksamen Komplexe dartun. Die nächste Konsequenz ist die Entstehung intensiver Widerstände gegen die immoralischen Antriebe, die aus den nunmehr aktivierten Komplexen stammen. Die Folgen für das bewußte Verhalten können verschiedener Natur sein. Entweder sind die Folgen direkt, dann treten beim Sohne heftige Widerstände gegen den Vater und ein besonders zärtliches und abhängiges Verhalten gegen die Mutter ein. Oder die Folgen sind indirekt, d. h. kompensiert: anstatt des Widerstandes gegen den Vater tritt eine besondere Unterwürfigkeit unter den Vater und ein gereiztes, ablehnendes Verhalten der Mutter gegenüber ein. Auch können direkte und kompensierte Folgen zeitlich miteinander abwechseln. Dasselbe gilt für den Elektrakomplex. Bliebe die Libido sexualis in dieser Konfliktform stecken, so führte der Ödipus- und Elektrakonflikt zu Mord und Inzest. Diese Folgen treten beim normalen Menschen natürlich nicht ein, ebensowenig beim „amoralischen" primitiven Menschen, denn sonst wäre die Menschheit schon lange ausgestorben. Im Gegenteil liegt in der natürlichen Tatsache, daß etwas, was uns täglich umgibt und umgeben hat, den zwingenden Reiz verliert und deshalb die Libido zur Aufsuchung neuer Objekte veranlaßt, ein wichtiges Regulativ, welches Mord und Inzest verhindert. Das unbedingt Normale und Tatsächliche ist also die Weiterentwicklung der Libido zu Objekten außerhalb der Familie, und das Steckenbleiben der Libido in der Familie ist ein abnormes und krankhaftes Phänomen. Immerhin aber ein Phänomen, das andeutungsweise auch beim normalen Menschen vorkommt.

Die geraume Zeit nach der Pubertät in reiferem Alter eintretende unbewußte Phantasie des Opfers, wovon ich ein ausführliches Beispiel in meiner Arbeit „Wandlungen und Symbole der Libido" gebe, ist eine direkte Fortsetzung der infantilen Komplexe. Die Opferphantasie bedeutet das Aufgeben der Infantilwünsche. Ich habe dies in meiner vorhin erwähnten Arbeit gezeigt und zugleich habe ich dort auch auf

die religionsgeschichtlichen Parallelen hingewiesen. Daß dieses Problem gerade in der Religion eine bedeutende Rolle spielt, ist keineswegs erstaunlich, indem die Religion ja eine der beträchtlichsten Hilfen im psychologischen Anpassungsprozeß darstellt. Das, was den Neuerwerb in der psychologischen Anpassung am meisten hindert, ist das konservative Festhalten des Alten respektive der frühern Attitüde. Der Mensch ist aber auch nicht imstande, seine frühere Persönlichkeit und seine früheren Objekte einfach stehen zu lassen, sonst läßt er damit seine Libido stehen, die bei der Vergangenheit weilt. Er würde dadurch gewissermaßen verarmen. Hier tritt die Religion helfend ein, indem sie auf passenden Symbolbrücken die im Verhältnis zu den Infantilobjekten (Eltern) befindliche Libido zu Symbolrepräsentanten des Früheren, zu den Göttern überleitet, womit der Übergang aus der Infantilwelt in die große Welt ermöglicht wird. Dadurch wird die Libido zu weiterer sozialer Verwendung geschickt.

Freud faßt den Inzestkomplex in besonderer Weise auf, welche wiederum Anlaß zu heftigem Widerspruch wurde. Er geht aus von der Tatsache, daß der Ödipuskomplex in der Regel unbewußt ist, und faßt die Tatsache auf als die Folge einer Verdrängung moralischer Natur. Ich drücke mich vielleicht nicht ganz korrekt aus, wenn ich die Freudsche Ansicht mit diesen Worten wiedergebe. Jedenfalls erscheint nach der Freudschen Auffassung der Ödipuskomplex als verdrängt, d. h. als durch eine Rückwirkung der bewußten Tendenzen ins Unbewußte verschoben, so daß es fast den Anschein hat, als ob der Ödipuskomplex ins Bewußtsein hineinwüchse, wenn die Entwicklung des Kindes ungehemmt stattfände und keine Kulturtendenzen auf das Kind einwirkten[1]). Freud nennt die Schranke, welche eben dieses Ausleben des Ödipuskomplexes verhindert, die Inzestschranke; er denkt sich, soweit wir dies aus seinen Angaben schließen können, daß die Inzestschranke das Werk einer rückwirkenden Erfahrung oder Realitätskorrektur sei, indem das Bestreben des Unbewußten schrankenlose und unmittelbare Befriedigung ohne Rücksicht auf andere suche. Diese Auffassung deckt sich mit der Ansicht Schopenhauers vom Egoismus des blinden Willens, der so stark sei, daß ein Mensch seinen Bruder erschlagen könne, nur um mit dessen Fett sich die Stiefel zu schmieren. Freud nimmt an, daß die von ihm postulierte, psychologische Inzestschranke in Vergleich gesetzt werden dürfe mit den Inzestverboten, die wir auch schon bei niedrig organisierten Wilden

[1]) Stekel hat diese Ansicht am stärksten ausgeprägt.

treffen. Ferner nimmt er an, daß diese Verbote ein Beweis seien für die Tatsache, daß der Inzest wirklich ernstlich erstrebt werde, weshalb dagegen schon auf primitiver Stufe Gesetze geschaffen worden seien. Freud denkt sich daher die Inzesttendenz als einen durchaus konkreten Sexualwunsch, denn er nennt diesen Komplex sogar den Kernkomplex der Neurose und ist geneigt, auf ihn als das Anfängliche so ziemlich die ganze Neurosenpsychologie zu reduzieren, ebenso viele andere Erscheinungen in der Welt des Geistes.

Mit dieser von Freud vertretenen neuen Ansicht gelangen wir wieder zurück zur Frage der Ätiologie der Neurosen. Wir sahen, daß die psychoanalytische Theorie ausging vom traumatischen Erlebnis in der Kindheit, dessen theilweise oder totale Irrealität nachmals erkannt wurde. Infolgedessen machte die Theorie eine Schwenkung und suchte das ätiologisch Bedeutsame in der Entwicklung der abnormen Phantasie. Die allmähliche, über ein Jahrzehnt fortgesetzte, durch vermehrte Mitarbeiterschaft unterstützte Erforschung des Unbewußten förderte ein sehr ausgedehntes, empirisches Material zutage, welches erkennen ließ, daß der Inzestkomplex ein höchst bedeutsames und nie fehlendes Element der krankhaften Phantasie ist. Jedoch ist es nicht etwa so, daß der Inzestkomplex nur dem neurotischen Individuum angehört, sondern er erweist sich als ein Bestandteil auch der normalen infantilen Psyche. Er läßt also durch seine Existenz allein nicht erkennen, ob er zum Ursprung einer Neurose wird oder nicht. Um pathogen zu werden, bedarf es des Konfliktes, d. h. der an sich unwirksame Komplex muß aktiviert und dadurch zum Konflikt erhöht werden.

Damit stoßen wir auf eine neue und wichtige Frage. Wenn der infantile „Kernkomplex" bloß eine allgemeine und an sich nicht pathogen wirksame Form ist und deßhalb erst einer besonderen Aktivierung bedarf, wie wir in unseren vorhergehenden Ausführungen erkannten, dann verschiebt sich das ganze ätiologische Problem. Unter diesen Umständen graben wir vergebens in den Erinnerungen der früheren Kindheit; denn diese liefert nur die allgemeinen Formen der späteren Konflikte, nicht aber die Konflikte. Daß die Kindheit auch schon Konflikte hat, tut nichts zur Sache, denn die Konflikte der Kindheit sind anders als die der Erwachsenen. Jene Fälle, die schon seit Kindheit an einer chronischen Neurose leiden, leiden nicht mehr am selben Konflikt wie in der Kindheit. Die Neurose brach vielleicht aus, als das Kind zur Schule mußte. Damals war es der Konflikt zwischen ver-

wöhnter Zärtlichkeit und Lebenspflicht, d. h. zwischen der Liebe zu den Eltern und dem Zwang zur Schule. Heute ist es der Konflikt zwischen den Freuden einer bequemen bürgerlichen Existenz und den rigorosen Anforderungen des Berufslebens. Es scheint nur, als ob es noch derselbe frühere Konflikt wäre. Es ist genau so, wie wenn die ,,Teutschen" der Befreiungskriege sich mit den alten Germanen vergleichen, die sich auch gegen das römische Joch auflehnten.

Ich denke, ich tue am besten, wenn ich die weitere Entwicklung der Theorie an dem Beispiel derjenigen Dame schildere, deren Geschichte Sie in einer frühern Vorlesung bereits vernommen haben. Wie Sie sich erinnern werden, fanden wir, daß das Erschrecken vor den Pferden in der anamnestischen Aufklärung zur Erinnerung einer vergleichbaren Szene in der Kindheit führte, woran wir die Traumatheorie diskutierten. Wir fanden, daß das eigentliche pathologische Element wohl in der gesteigerten Phantasie aufzusuchen sei, welche einer gewissen Rückständigkeit der psychischen Sexualentwicklung entspringt. Jetzt handelt es sich darum, die bisher gewonnenen theoretischen Gesichtspunkte auf die Entstehung dieses Krankheitsbildes anzuwenden, damit wir verstehen, wieso in jenem Moment gerade jenes Kindheitserlebnis anscheinend so wirksam zur Konstellation gebracht wurde.

Der einfachste Weg zur Auffindung einer Erklärung für jenes nächtliche Ereignis ist die genaue Befragung über die Umstände jenes Momentes. Ich erkundigte mich daher zunächst nach der Gesellschaft, in der sich die Patientin damals befand, und erfuhr, daß die Dame einen jungen Herrn kennt, mit dem sie sich zu verloben gedenkt, sie liebt ihn und hofft, mit ihm glücklich zu werden. Sonst ist zunächst nichts zu entdecken. Die Nachforschung darf sich aber durch einen negativen Befund bei oberflächlicher Befragung nicht abschrecken lassen. Es gibt indirekte Wege, wo der direkte Weg nicht zum Ziel führt. Wir kehren deshalb wieder zu jenem sonderbaren Moment zurück, wo die Dame vor den Pferden davonlief. Wir erkundigen uns nach der Gesellschaft und was es für ein festlicher Anlaß war, an dem sie eben teilgenommen hatte: es war ein Abschiedsessen für ihre beste Freundin gewesen, die wegen Nervosität für längere Zeit in einen ausländischen Kurort reiste. Die Freundin ist verheiratet, und wie wir hören, glücklich, auch ist sie Mutter eines Kindes. Wir dürfen dieser Angabe, daß sie glücklich sei, mißtrauen; denn wäre es wirklich der Fall, so hätte sie vermutlich keinen Grund nervös und kurbedürftig zu sein. An einer andern Stelle mit Fragen einsetzend, erfuhr ich, daß

die Patientin, als ihre Bekannten sie eingeholt hatten, in das Haus des Gastgebers zurückgebracht wurde, da dies die nächste Gelegenheit war, sie unterzubringen. Dort wurde sie in ihrem erschöpften Zustande gastfreundlich aufgenommen. Hier unterbrach die Patientin ihre Erzählung, wurde verlegen und verwirrt, und suchte auf ein anderes Thema zu kommen. Offenbar handelte es sich um eine unangenehme Reminiszenz, die plötzlich aufgetaucht war. Nach Überwindung hartnäckiger Widerstände stellte es sich heraus, daß in jener Nacht noch etwas sehr Merkwürdiges passiert war: der freundliche Gastgeber hatte ihr eine feurige Liebeserklärung gemacht, woraus eine Situation entstand, die in Anbetracht der Abwesenheit der Hausfrau als etwas schwierig und peinlich betrachtet werden darf. Angeblich kam ihr diese Liebeserklärung wie ein Blitz aus heiterem Himmel. Eine kleine Dosis Kritik, auf diese Angabe verwendet, belehrt uns aber, daß dergleichen Dinge nicht aus den Wolken herunterfallen, sondern immer ihre Vorgeschichte haben. Es war nun die Arbeit der folgenden Wochen, eine ganze lange Liebesgeschichte Stück für Stück auszugraben, bis sich ein Gesamtbild ergab, das ich ungefähr folgendermaßen zu skizzieren versuche:

Die Patientin war als Kind durchaus knabenhaft gewesen, liebte nur die wilden Knabenspiele, verlachte ihr eigenes Geschlecht und floh alle weibliche Art und Beschäftigung. Nach der Pubertätszeit, wo das erotische Problem ihr hätte näher treten können, fing sie an, alle Gesellschaft zu fliehen, haßte und verachtete alles, was nur von fern an die eigentliche biologische Bestimmung des Menschen erinnerte, und lebte in einer Welt von Phantasien, welche mit der brutalen Wirklichkeit nichts gemein hatten. So floh sie bis etwa zu ihrem 24. Jahr alle kleinen Abenteuer, Hoffnungen und Erwartungen, welche sonst eine Frau zu dieser Zeit innerlich bewegen. Da wurde sie aber mit zwei Herren näher bekannt, welche die Dornenhecke, die um sie gewachsen war, durchbrechen sollten. Herr A. war der Gatte ihrer damaligen besten Freundin. Herr B. war dessen lediger Freund. Beide gefielen ihr. Jedoch erschien es ihr bald, als ob Herr B. ihr doch außerordentlich viel besser gefiele. Infolgedessen entstand bald ein vertrauliches Verhältnis zwischen ihr und Herrn B. und man sprach auch schon von der Möglichkeit einer Verlobung. Durch ihre Beziehung zu Herrn B. und durch ihre Freundin kam sie auch häufig in Berührung mit Herrn A., dessen Gegenwart sie öfter in unerklärlicher Weise erregte und nervös machte. In dieser Zeit nahm die Patientin an einem größeren

gesellschaftlichen Anlaß teil. Ihre Bekannten waren ebenfalls anwesend. Sie war in Gedanken versunken und spielte träumerisch mit ihrem Fingerring, der plötzlich ihrer Hand entglitt und unter den Tisch rollte. Beide Herren suchten ihn, und es gelang Herrn B., ihn zu finden. Er steckte ihr mit einem vielsagenden Lächeln den Ring an den Finger und sagte: „Sie wissen, was das bedeutet". Da überkam sie ein sonderbares, unwiderstehliches Gefühl, sie riß den Ring vom Finger und warf ihn durch das offene Fenster hinaus. Daraus entstand begreiflicherweise ein peinlicher Moment und sie verließ bald in tiefer Verstimmung die Gesellschaft. Bald darauf wollte es der sogenannte Zufall, daß sie die Sommerferien in einem Kurort zubrachte, wo auch Herr und Frau A. weilten. Frau A. begann damals sichtlich nervös zu werden, infolgedessen sie wegen Unpäßlichkeit öfter zu Hause blieb. Die Kranke war daher in der Lage, allein mit Herrn A. spazieren zu gehn. Einmal fuhren sie mit einem kleinen Boot. Sie war ausgelassen lustig und fiel plötzlich über Bord. Herr A. konnte sie, die nicht schwimmen konnte, nur mit Mühe retten und hob sie halb ohnmächtig ins Boot. Da geschah es, daß er sie küßte. Mit diesem romanhaften Ereignis waren die Bande festgeschlungen. Zur Ausrede vor sich selbst trieb die Patientin um so energischer zur Verlobung mit Herrn B. und sie überzeugte sich tagtäglich, daß sie Herrn B. liebe. Dieses sonderbare Spiel war selbstverständlich dem scharfen Blick weiblicher Eifersucht nicht entgangen. Frau A., ihre Freundin hatte das Geheimnis durchgefühlt und quälte sich dementsprechend, damit wuchs ihre Nervosität. So kam die Notwendigkeit heran, daß Frau A. zur Kur ins Ausland reisen mußte.

Beim Abschiedsfest war nun eine gefährliche Möglichkeit eingetreten. Patientin wußte, daß ihre Freundin und Rivalin am gleichen Abend verreiste und daß dann Herr A. allein zu Hause war. Diese Möglichkeit dachte sie allerdings nicht klar durch, wie ja gewisse Frauen die bemerkenswerte Fähigkeit haben, nicht intellektuell, sondern rein in „Gefühlen" zu denken, wodurch es ihnen erscheint, als hätten sie gewisse Dinge nie gedacht. Auf jeden Fall war es ihr den ganzen Abend sehr sonderbar zu Mute. Sie fühlte sich außerordentlich nervös, und wie man dann Frau A. zum Bahnhof begleitete hatte, und sie weggefahren war, da trat auf dem Rückweg der hysterische Dämmerzustand ein. Ich fragte sie, was sie in jenem Moment, als sie die Pferde herankommen hörte, gedacht oder gefühlt habe? Sie gab darauf an, daß sie nur ein schreckliches Gefühl gehabt habe, daß „es sich nun nahe und daß sie

nicht mehr ausweichen könne". Die Folge davon war, wie Sie bereits wissen, daß die Erschöpfte ins Haus des Gastgebers, des Herrn A., aufgenommen wurde. Dem einfachen Menschenverstand leuchtet diese Konsequenz ohneweiters ein: Jeder Laie wird sagen: „Nun ja, das ist ganz begreiflich, sie wollte einfach irgend einen Anlaß benutzen, um auf irgend eine Weise, grad oder krumm, in das Haus des Herrn A. zu kommen." Ein Gelehrter aber könnte dem Laien eine inkorrekte Ausdrucksweise vorwerfen und ihm sagen, daß der Patientin die Motive ihres Handelns nicht bewußt gewesen seien und daß deshalb nicht von einer Absicht, zu Herrn A. zu kommen, gesprochen werden dürfe. Gewiß gibt es gelehrte Psychologen, welche die Finalität dieses Handelns aus soundso viel theoretischen Gründen bestreiten können; Gründe, die auf dem Dogma von der Identität von Bewußtsein und Seele beruhen. Die von Freud inaugurierte Psychologie hat allerdings längst anerkannt, daß psychologische Akte hinsichtlich ihrer finalen Bedeutung unmöglich nach den bewußten Motiven beurteilt werden können, sondern nur mit dem objektiven Maßstab des psychologischen Erfolges gemessen werden dürfen. Denn es ist heute wohl kaum mehr zu bestreiten, daß es auch unbewußte Tendenzen gibt, welche die Reaktionsweise des Menschen und die von ihm ausgehenden Wirkungen mächtig beeinflussen.

Das, was im Hause von Herrn A. geschah, entsprach ganz dieser Betrachtungsweise. Die Patientin führte eine sentimentale Szene auf, wodurch sich Herr A. genötigt sah, mit einer entsprechenden Liebeserklärung zu reagieren. Im Lichte dieser letzten Ereignisse betrachtet, erscheint die ganze Vorgeschichte als sehr sinnreich nach diesem Ziele orientiert, während das Bewußtsein der Patientin sich konstant dagegen sträubte.

Der theoretische Gewinn, den wir aus der Geschichte ziehen, ist die klare Erkenntnis, daß eine unbewußte „Absicht" oder Tendenz das Erschrecken vor den Pferden inszenierte mit einer sehr wahrscheinlichen Benutzung jener infantilen Erinnerung, wo die Pferde unaufhaltsam der unvermeidlichen Katastrophe entgegeneilten. Im Licht des gesamten Materials betrachtet, erscheint die die Krankheit einleitende Pferdeszene nur als der Schlußstein eines mit Vorbedacht aufgeführten Gebäudes. Das Erschrecken und die anscheinend traumatische Wirkung des Kindheitserlebnisses sind bloß inzeniert; jedoch inszeniert in jener besonderen, für die Hysterie charakteristischen Weise, daß das Inszenierte fast genau so ist, wie eine Wirklichkeit.

Wir wissen aus vielhundertfacher Erfahrung, daß gewisse hysterische Schmerzen inszeniert sind, um gewisse Erfolge bei der Umgebung zu erzielen. Nichtsdestoweniger sind diese Schmerzen wirklich. Die Kranken meinen nicht bloß Schmerzen zu haben, sondern die Schmerzen sind vom psychologischen Standpunkt aus genau so real wie solche aus organischen Ursachen, und trotzdem sind sie inszeniert.

Diese Benutzung von Reminiszenzen zur Inszenierung eines Krankheitsbildes oder einer anscheinenden Ätiologie nennt man eine Regression der Libido. Die Libido geht zurück auf Erinnerungen und aktiviert sie, so daß dadurch eine anscheinende Ätiologie vorgetäuscht wird. Es könnte in diesem Fall nach alter Theorie erscheinen, als ob das Erschrecken vor den Pferden auf dem alten Trauma beruhte. Die Ähnlichkeit der Szene ist unverkennbar, und in beiden Fällen ist das Erschrecken für die Patientin durchaus real. Jedenfalls haben wir keinen Grund, in dieser Hinsicht an ihren Angaben zu zweifeln, denn ihre Angaben stimmen vollständig überein mit allen sonstigen Erfahrungen. Das nervöse Asthma, die hysterischen Angstzustände, die psychogenen Depressionen und Exaltationen, die Schmerzen, Krämpfe usw. sind alle ganz wirklich, und wer als Arzt je ein psychogenes Symptom an sich selber erlebt hat, der weiß, wie absolut real es sich anfühlt. Regressiv wiederbelebte Reminiszenzen auch ganz phantastischer Natur sind so wirklich wie Erinnerungen an erlebte Wirklichkeiten.

Wie der Terminus „Regression der Libido" andeutet, denkt man sich diesen retrograden Anwendungsmodus der Libido als ein Zurückweichen der Libido auf frühere Stationen. Wir vermögen in unserm Beispiel klar zu erkennen, auf welche Weise der Regressionsprozeß verläuft. An jenem Abschiedsfeste, wo sich die Gelegenheit zum Alleinsein mit dem Gastgeber günstig zeigte, wich die Patientin zurück vor dem Gedanken, die Gelegenheit auszunutzen und ließ sich überwältigen durch ihre bisher nie zugegebenen Wünsche. Die Libido wurde also nicht bewußt zu dem bestimmten Zwecke angewendet, sondern wurde nicht anerkannt, infolgedessen sie sich auf dem Wege des Unbewußten unter dem Deckmantel des Erschreckens vor einer überwältigenden Gefahr durchzusetzen hatte. Ihr Gefühl im Momente des Herankommens der Pferde illustriert unsere Formulierung aufs deutlichste: Sie hatte das Gefühl, daß jetzt etwas Unausweichliches komme. Der Regressionsvorgang läßt sich sehr schön durch ein Bild verdeutlichen, welches Freud dafür anwendet. Die Libido ist einem

Strom zu vergleichen, der, wenn er in seinem Laufe auf ein Hindernis stößt, sich aufstaut und dadurch eine Überschwemmung verursacht. Wenn der Strom in seinem Oberlaufe sich früher noch andere Läufe gegraben hat, so werden nun durch die Aufstaunug diese angefüllt, so daß sie gewissermaßen wieder wie früher angefüllte Strombetten sind, jedoch zugleich auch von unwirklicher und nur vorübergehender Existenz. Es ist nicht so, daß der Strom von jetzt an dauernd den alten Weg gewählt hat, sondern nur so lang, als das Hindernis im Hauptlauf besteht. Die Nebenläufe führen nicht darum Wasser, weil sie von Anfang an sozusagen selbständige Flüsse waren, sondern sie waren früher, in der Entwicklungszeit des Hauptstrombettes, einmal Stationen gewesen oder vorübergehende Möglichkeiten, deren Spuren noch vorhanden sind und deshalb bei Überschwemmungen gelegentlich wieder zum Vorschein kommen können. Dieses Bild kann ohneweiters auf die Entwicklung der Libidoanwendungen übertragen werden. In der Zeit der kindlichen Entwicklung der Sexualität ist die definitive Richtung, das Hauptstrombett, noch nicht gefunden, sondern die Libido geht auf allen möglichen Nebenwegen und erst allmählich entwickelt sich die definitive Form. Mit dem, daß der Strom aber sein Hauptbett gräbt, vertrocknen alle Nebenläufe und verlieren ihre Bedeutung bis auf Spuren. So zerfällt auch die Bedeutung der kindlichen Vorübungen zur Sexualität in der Regel fast völlig bis auf gewisse Spuren. Tritt später ein Hindernis ein, so daß die Libidoaufstauung die alten Nebenwege wieder belebt, dann ist dieser Zustand eigentlich etwas Neues und zugleich Abnormes. Der frühere kindliche Zustand aber ist eine normale Anwendungsweise der Libido, während das Zurückkehren der Libido auf die infantilen Wege etwas Abnormes ist. Ich bin daher der Ansicht, daß Freud nicht berechtigt sei, die infantilen Sexualerscheinungen als pervers zu bezeichnen, indem eine normale Erscheinung nicht mit Terminis der Pathologie bezeichnet werden darf. Diese unrichtige Anwendung hat auch ihre verderblichen Folgen gehabt in der Verwirrung des wissenschaftlichen Publikums. Diese Benennungen sind Rückanwendungen von Einsichten bei Neurotischen aufs Normale gewissermaßen unter der Voraussetzung, daß der beim Neurotischen aufgedeckte abnorme Nebenweg der Libido noch dieselbe Erscheinung sei wie beim Kinde. Dieselbe mißverständliche Rückanwendung von Terminis aus der Pathologie ist die sogenannte Kindheitsamnesie, wie ich hier beiläufig erwähnen möchte. Amnesie ist ein pathologischer Zustand, der in „Verdrängung“ gewisser Be-

wußtseinsinhalte besteht, der aber unmöglich dasselbe ist, wie die anterograde Amnesie der Kinder, welche in einer intentionellen Reproduktionsunfähigkeit besteht, wie sie die Wilden etwa haben. Diese Reproduktionsunfähigkeit datiert von der Geburt und ist aus sehr durchsichtigen biologischen Gründen zu verstehen. Er wäre eine merkwürdige Hypothese, wenn man annehmen sollte, diese so ganz andere Qualität des frühinfantilen Bewußtseins auf sexuelle Verdrängungen nach dem Muster der Neurose reduzieren zu wollen. Die neurotische Amnesie ist aus der Kontinuität des Erinnerns ausgestanzt, während das Erinnern der frühern Kindheit aus einzelnen Inseln in der Kontinuität des Nichterinnerns besteht. Dieser Zustand ist dem der Neurose eigentlich in jeder Beziehung entgegengesetzt, so daß der dafür gebrauchte Ausdruck „Amnesie" absolut unrichtig ist. Die „Kindheitsamnesie" ist ein Rückschluß aus der Neurosenpsychologie, wie die „polymorphperverse Anlage" des Kindes. Dieser Fehler in der theoretischen Formulierung kommt in der eigentümlichen Lehre von der sogenannten sexuellen Latenzperiode der Kindheit ans Licht. Freud hat beobachtet, daß die frühinfantilen Sexualerscheinungen, die ich als Phänomene der vorsexuellen Stufe bezeichne, nach einiger Zeit wieder verschwinden und erst ziemlich viel später wieder auftauchen. Was Freud als „Säuglingsmasturbation" bezeichnet (also alle jene sexualähnlichen Handlungen, von denen wir bereits sprachen), soll als richtige Onanie später wiederkehren. Dieser Entwicklungsprozeß wäre ein biologisches Unikum. Es wird nämlich nichts anderes durch diese Theorie angenommen, als daß z. B. eine Pflanze eine Knospe bilde, aus der sich eine Blüte zu entfalten beginnt. Bevor sie aber ganz entwickelt ist, wird sie wieder hereingenommen und in der Knospe versteckt, um später in einer ähnlichen Form wieder zu erscheinen. Diese unmögliche Annahme ist eine Konsequenz der Behauptung, daß die frühinfantilen Betätigungen der vorsexuellen Stufe Sexualphänomene seien, daß die masturbationsähnlichen Handlungen jener Zeit Masturbationen seien. Hier rächt sich die unrichtige Terminologie und die übermäßige Ausdehnung des Sexualbegriffes. Auf diese Weise mußte Freud zu der Annahme kommen, daß es ein Wiederverschwinden, d. h. eine sexuelle Latenzperiode gebe. Das, was Freud als ein Wiederverschwinden beschreibt, ist nichts als der eigentliche Anfang der Sexualität, indem das Vorhergehende bloß Vorstufe war, der kein eigentlicher Sexualcharakter zukommt. Auf diese Weise erklärt sich das unmögliche Phänomen der Latenzperiode in sehr einfacher Weise.

Die Theorie der Latenzperiode dagegen ist ein treffliches Beispiel für die Unrichtigkeit der Annahme einer frühinfantilen Sexualität. Es handelt sich nicht um Beobachtungsfehler, denn gerade die Hypothese der Latenzperiode beweist, wie deutlich Freud den anscheinenden Wiederbeginn der Sexualität beobachtet hat. Der Fehler liegt in der Auffassung. Wie wir früher bereits sahen, besteht das πρῶτον ψεῦδος in einer etwas altertümlichen Auffassung von der Vielheit der Triebe. Sobald wir die Annahme vom Nebeneinanderexistieren zweier oder mehrerer Triebe machen, so müssen wir selbstverständlich auch denken, daß, wenn ein Trieb sich noch nicht manifestiert, er doch in nuce vorhanden sei nach dem Bilde der Einschachtelungstheorie. Physikalisch klänge die Sache etwa so, wie wenn wir sagten, daß, wenn ein Stück Eisen vom heißen in den leuchtend-glühenden Zustand übergeht, das Licht in nuce schon in der Wärme enthalten gewesen sei. Solche Annahmen sind gewalttätige Projektionen menschlicher Vorstellungen ins Transzendentale, welche den Forderungen der Erkenntnistheorie zuwiderlaufen. Es ist uns daher nicht gegeben, von einem in nuce existierenden Sexualtrieb zu reden, sonst begehen wir gewaltsame Deutungen an Phänomenen, die viel passender in anderer Weise erklärt werden können. Wir können nur von der Manifestation der Ernährungsfunktion, der Sexualfunktion usw. sprechen und zwar jedesmal erst dann, wenn die entsprechende Funktion in unmißverständlicher Deutlichkeit die Oberfläche erreicht hat. Wir sprechen dann von Licht, wenn das Eisen sichtbar glüht, aber nicht, solange es bloß warm ist.

Freud als Beobachter ist sich klar darüber, daß die Sexualität der Neurotiker eigentlich nicht ohneweiters mit der Infantilsexualität verglichen werden kann, denn es ist doch etwas ganz anderes, wenn z. B. ein zweijähriges Kind unreinlich ist, und wenn ein 40jähriger Katatoniker unreinlich ist. Das eine ist normal, das andere aber außerordentlich pathologisch. Freud hat seinen „Drei Abhandlungen" einen kurzen Passus eingefügt, welcher besagt, daß die Infantilform der neurotischen Sexualität zum Teil ausschließlich zum Teil wenigstens partiell auf Regression beruhe, d. h. daß auch in den Fällen, wo man annehmen darf, es sei immer noch derselbe alte infantile Nebenweg, die Funktion dieses Nebenweges doch auch regressiv erhöht sei. Damit gibt Freud zu, daß überwiegend die infantile Sexualität der Neurotiker ein Regressionsphänomen sei. Daß dem so sein muß, geht auch aus der durch die Forschungen der letzten Jahre vermehrten Einsicht hervor, daß die am Neurotiker hinsichtlich

seiner Kindheitspsychologie gewonnenen Erfahrungen in gleichem Maße auch für den Normalen gelten. Jedenfalls können wir sagen, daß die Entwicklungsgeschichte der infantilen Sexualität beim Neurotiker höchstens durch minimale Unterschiede, die der wissenschaftlichen Bewertung völlig entgehen, von der beim Normalen verschieden ist. Auffallende Unterschiede gehören zu den Seltenheiten. Je tiefer das Verständnis in das Wesen der infantilen Entwicklung eindringt, desto mehr gewinnt man den Eindruck, daß dort ebensowenig Endgültiges zu holen ist wie aus dem Infantiltrauma. Wir werden mit der feinsten Ergrübelung der Historie nie herausfinden, warum die den Boden Deutschlands bewohnenden Völker gerade diese Schicksale hatten und die Gallien bewohnenden Völker jene andern. Je weiter wir uns von der Epoche der manifesten Neurose in der analytischen Erforschung entfernen, desto weniger können wir hoffen, die wirkliche causa efficiens der Neurose aufzufinden, indem sich die dynamischen Mißverhältnisse desto mehr verwischen, je weiter wir in die Vergangenheit zurückgehen. Wenn wir unsere Theorie so konstruieren, daß wir die Neurose aus Ursachen in fernster Vergangenheit herleiten, dann gehorchen wir zunächst dem Drange unserer Patienten, uns von der kritischen Gegenwart möglichst weit wegzulocken. *Denn hauptsächlich in der Gegenwart liegt der pathogene Konflikt.* Es ist genau dasselbe, wie wenn ein Volk seine elenden politischen Verhältnisse auf die Vergangenheit reduzieren wollte, etwa so, wie wenn die Deutschen des XIX. Jahrhunderts ihre politische Zerrissenheit und Unfähigkeit auf die Unterdrückung durch die Römer zurückführen wollten, anstatt daß sie die Gründe ihrer Schwierigkeiten in der Gegenwart aufsuchen. Hauptsächlich in der Gegenwart liegen die wirksamen Gründe und die Möglichkeiten, sie zu heben. Ein großer Teil der psychoanalytischen Schule steht im Bann der Anschauung, daß die Sexualität der Kindheit Condicio sine qua non der Neurose sei, infolgedessen nicht nur der Theoretiker, der eigentlich nur aus wissenschaftlichem Interesse in der Kindheit forscht, sondern auch der Praktiker der Meinung ist, er müsse die infantile Vorgeschichte um und um kehren, mit der Absicht, dort die bedingenden Phantasien aufzufinden. Ein vergebliches Unterfangen! Unterdessen entgeht dem Analytiker das Wichtigste, nämlich der Konflikt und seine Anforderungen in der Gegenwart. Wir verstünden in unserm Falle nichts von den Bedingungen für das Zustandekommen des hysterischen Anfalles, wenn wir die Ursache dafür in ferner Kindheit aufsuchen wollten.

Jene Reminiszenzen bedingen in erster Linie nur das Formale, das Dynamische hingegen entspringt der Gegenwart, und erst die Einsicht in die Bedeutung des Aktuellen ist wirkliches Verständnis.

Die Bemerkung dürfte hier nicht unangebracht sein, daß es mir nicht einfällt, Freud persönlich die Schuld an den vielen mißverständlichen Auffassungen zuzuschreiben. Ich weiß sehr wohl, daß Freud als Empiriker immer nur jeweilige Formulierungen publiziert, denen er gewiß keinen Ewigkeitswert beimißt. Ebenso gewiß ist aber auch, daß das wissenschaftliche Publikum geneigt ist, einen Glauben daraus zu machen und ein System, das einerseits ebenso blind behauptet wie anderseits angefochten wird. Ich kann nur sagen, daß aus der Summe der Freudschen Arbeiten sich gewisse durchschnittliche Auffassungen ergeben haben, die hüben und drüben als zu dogmatisch behandelt werden. Sie haben auch zu gewiß unrichtigen technischen Grundsätzen geführt, deren Existenz wir bei Freud nicht ohneweiters voraussetzen können. Bekanntlich sind im Geiste des Schöpfers neuer Anschauungen die Dinge weit flüssiger oder biegsamer als im Geiste der Nachfolger, denen die lebendige Gestaltungskraft fehlt, und die diesen Mangel stets durch dogmatische Treue ersetzen gerade so, wie der Gegner sich auch nur an die Worte klammert, weil ihm der lebendige Inhalt nicht gegeben ist. So wenden sich meine Worte weniger an die Adresse von Freud, von dem ich weiß, daß er die finale Orientierung der Neurosen in gewissem Maße anerkennt, als vielmehr an sein Publikum, welches seine Ansichten diskutiert.

Es dürfte aus dem Vorhingesagten mit Evidenz hervorgehen, daß wir in einer Neurosengeschichte erst dann zur Einsicht gelangen, wenn wir verstehen, wie die einzelnen Momente zweckdienlich eingeordnet sind.

Wir verstehen so, warum jener Moment in der Vorgeschichte unseres Falles pathogen war, und wir verstehen auch, warum er gerade diese Symbolik wählte. Durch den Regressionsbegriff wird die Theorie aus der starren Formel von der Bedeutung der Kindheitserlebnisse erlöst, und dem Aktualkonflikt wird dadurch jene Bedeutung zuteil, die ihm empirisch unbedingt zukommt. Freud selber hat schon in seinen „Drei Abhandlungen zur Sexualtheorie" den Regressionsbegriff eingeführt, in der richtigen Erkenntnis, daß die Erfahrung nicht gestattet, die Verursachung einer Neurose ausschließlich in der Vorzeit aufzusuchen. Wenn dem nun so ist, daß Reminiszenzmaterialien hauptsächlich infolge von Regressivbelebung wirksam werden, dann muß

man sich die Frage vorlegen, ob nicht vielleicht die anscheinend bestimmende Wirkung von Reminiszenzen überhaupt nur auf Regression der Libido zurückzuführen sei. Wie Sie bereits hörten, hat Freud selber in seinen „Drei Abhandlungen zur Sexualtheorie" durchblicken lassen, daß der Infantilismus der neurotischen Sexualität größtenteils der Regression seine Existenz verdanke. Diese Konstatierung verdient ganz anders hervorgehoben zu werden, als dies in den „Drei Abhandlungen" geschehen ist. (Freud hat dies übrigens in seinen späteren Arbeiten gebührend getan.) Die Erkenntnis von der Regression der Libido hebt nämlich in weitestem Maße die ätiologische Bedeutung der Kindheitserlebnisse auf. Es ist uns ja sowieso recht sonderbar vorgekommen, daß der Ödipus- oder Elektrakomplex hinsichtlich des Zustandekommens der Neurose determinierende Kraft besitzen soll, während diese Komplexe doch bei jedem Menschen vorhanden sind, auch bei Menschen, die weder Vater noch Mutter gekannt haben, sondern von Pflegeeltern aufgezogen wurden. Ich habe einige Fälle dieser Art analysiert und fand die Inzestkomplexe genau gleich entwickelt, wie bei allen andern Patienten, wie mir scheint, ein guter Beweis dafür, daß der Inzestkomplex weit weniger eine Wirklichkeit als eine vielmehr bloß regressive Phantasiebildung ist, und daß die aus dem Inzestkomplex sich ergebenden Konflikte vielmehr auf das anachronistische Festhalten der Infantilattitude reduziert werden müssen als auf wirkliche Inzestwünsche, welche nur deckende Regressivphantasien sind. Die Kindheitserlebnisse haben, vom Standpunkt dieser Auffassung aus gesehen, quasi nur dann für die Neurose eine Bedeutung, wenn sie durch eine Regression der Libido bedeutsam gemacht werden. Daß dem in weitgehendem Maße so sein muß, geht aus der Tatsache hervor, daß weder das infantile Sexualtrauma eine Hysterie herbeiführt noch der Inzestkomplex, der ja bei allen Menschen vorkommt. Die Neurose tritt nur dann ein, wenn der Inzestkomplex durch Regression aktiviert wird.

Damit treten wir nun der Frage näher, woher es komme, daß die Libido regressiv wird? Um die Frage beantworten zu können, müssen wir die Bedingungen, unter denen Regressionen zustande kommen, etwas genauer untersuchen. Ich pflege bei der Behandlung dieses Problems meinen Patienten gerne folgendes Beispiel zu geben:

Wenn ein Liebhaber des Bergsportes sich vorgenommen hat, einen gewissen Gipfel zu ersteigen, so kann es ihm geschehen, daß er auf seinem Wege zu einem unüberwindlichen Hindernis kommt, z. B.

einer senkrecht abfallenden Felswand, deren Überwindung ein Ding der Unmöglichkeit ist. Der Mann wird, nachdem er versucht hat, einen Weg zu finden, umkehren und mit Bedauern darauf verzichten, diesen Gipfel zu ersteigen. Er wird sich sagen: „Mit meinen Mitteln kann ich dieses Hindernis nicht bezwingen, ich werde also einen andern leichtern Berg besteigen.“

In diesem Fall sehen wir eine normale Libidobetätigung: Der Mann kehrt an der Unmöglichkeit um und verwendet die Libido, welche dort das Ziel nicht erreichte, zu einer neuen Bergbesteigung. Setzen wir nun aber den Fall, daß jene Felswand nicht wirklich unübersteiglich für die physischen Mittel des Mannes war, sondern daß er bloß aus Ängstlichkeit vor dem etwas schwierigen Unternehmen zurückgewichen ist. In diesem Fall stehen zwei Möglichkeiten offen: 1. Der Mann wird sich über seine Feigheit ärgern und sich vornehmen, bei nächster Gelegenheit weniger ängstlich zu sein, und er wird sich vielleicht auch sagen, daß er bei seiner Ängstlichkeit nicht allzu gewagte Besteigungen unternehmen sollte. Jedenfalls wird er anerkennen, daß sein moralisches Vermögen nicht ausreicht, um die Schwierigkeiten zu bezwingen. Er verwendet daher die Libido, die ihr ursprüngliches Ziel nicht erreicht hat, zu nützlicher Selbstkritik und zur Entwerfung eines Planes, wie er unter Berücksichtigung seiner moralischen Umstände doch seinen Wunsch, einen Gipfel zu besteigen, verwirklichen könnte. 2. Die zweite Möglichkeit ist, daß der Mann seine Feigheit nicht anerkennt und die Felswand rundweg für physisch unübersteiglich erklärt, obschon er eigentlich sehr wohl sehen könnte, daß das Hindernis zu bezwingen wäre, wenn man den Mut dazu hätte. Er zieht aber die Selbsttäuschung vor. Dadurch wird nun die psychologische Situation geschaffen, die für unser Problem von Bedeutung ist. Im Grunde genommen weiß der Mann eigentlich, daß es physisch möglich wäre, über das Hindernis hinwegzukommen, und daß er bloß moralisch unfähig dazu ist. Letzteren Gedanken weist er aber wegen seines unangenehmen Charakters a limine ab. Er ist so eingebildet, daß er sich seine Feigheit nicht eingestehen kann. Er posiert mit seinem Mut vor sich selber und erklärt lieber die Dinge für unmöglich als seinen Mut. Er setzt sich mit diesem Vorgehen in Widerspruch zu sich selber: Auf der einen Seite hat er die richtige Erkenntnis der Sachlage, auf der andern Seite versteckt er sich vor dieser Erkenntnis hinter der Illusion seines unbezweifelbaren Mutes. Er verdrängt die richtige Einsicht und sucht der Wirklichkeit gewaltsam sein subjektives illusionäres

Urteil aufzudrängen. Dieser Widerspruch bewirkt, daß die Libido gespalten und die beiden Hälften gegeneinander gerichtet werden: Er stellt seinem Wunsche, den Gipfel zu ersteigen, das von ihm selbst erfundene und künstlich gestützte Urteil entgegen, die Passage sei unmöglich. Er kehrt nicht an der wirklichen Unmöglichkeit um, sondern an einer künstlichen und selber erfundenen Schranke. Dadurch ist er uneins mit sich selber geworden. Von diesem Moment an kämpft er innerlich mit sich selber. Bald möchte die Einsicht in seine Feigheit die Oberhand gewinnen, bald Trotz und Stolz. Auf jeden Fall ist jetzt die Libido festgelegt in einem nutzlosen Bürgerkrieg, daher dieser Mann untauglich geworden ist zu neuen Unternehmungen. Er wird seinen Wunsch, einen Gipfel zu erreichen, nicht verwirklichen können, da er sich in bezug auf seine moralischen Qualitäten gründlich irrt. Damit ist er vermindert leistungsfähig, nicht voll angepaßt, d. h. — wenn man beispielsweise so sagen darf — neurotisch krank. Die Libido, die vor dem Hindernis zurückwich, hat weder zu einer ehrlichen Selbstkritik geführt noch zu verzweifelten Versuchen, des Hindernisses doch um jeden Preis Herr zu werden, sondern sie lockte bloß die billige Behauptung heraus, die Passage sei überhaupt unmöglich, wogegen aller Heroenmut nichts nütze. Diese Art der Reaktion wird als infantil bezeichnet. Es ist charakteristisch für das Kind und für den naiven Geist überhaupt, daß man selbstverständlich den Fehler nie in sich selber, sondern immer in den äußeren Dingen sucht und daß man sein subjektives Urteil gewaltsam den Dingen aufzuprägen versucht.

Dieser Mann löst daher das Problem in einer infantilen Weise, d. h. er ersetzt den Anpassungsmodus des vorhergehenden Falles durch einen Anpassungsmodus des kindlichen Geistes. Das ist Regression. Seine Libido kehrt am Hindernis, das nicht überwunden werden kann, um und ersetzt wirkliches Handeln durch eine kindliche Illusion.

Dieser Fall ist tagtägliches Vorkommnis in der Neurosenpraxis. Ich möchte nur an jene bekannten Fälle erinnern, wo junge Mädchen relativ plötzlich hysterisch erkranken im Moment, in dem sie sich zur Verlobung entschließen sollten. Ich möchte Ihnen als Beispiel den Fall zweier Schwestern vorführen. Die beiden Mädchen haben nur 1 Jahr Altersunterschied. Sie sind an Begabung und auch an Charakter einander ähnlich. Ihre Erziehung war dieselbe und sie wuchsen im selben Milieu und unter denselben elterlichen Einflüssen auf. Sie waren beide angeblich gesund, erheblichere nervöse Störungen waren bei beiden

nicht vorgekommen. Ein aufmerksamer Beobachter hätte allerdings entdecken können, daß die ältere Tochter in etwas höherem Maße der Liebling der Eltern war als die jüngere. Diese Schätzung der Eltern beruhte auf einer gewissen Art der Empfindsamkeit, welche diese Tochter aufwies. Sie heischte etwas mehr Zärtlichkeit als die jüngere, war etwas frühreifer und altkluger als sie. Daneben wies sie einige reizende kindliche Züge auf, lauter Dinge, welche gerade infolge ihres leicht gegensätzlichen und unabgeglichenen Charakters den Charme einer Persönlichkeit ausmachen — kein Wunder daher, daß Vater und Mutter gerade an der älteren Tochter eine besondere Freude hatten. Als die beiden Schwestern zum heiratsfähigen Alter gekommen waren, machten sie beide ungefähr zur selben Zeit intimere Bekanntschaft mit zwei jungen Männern, und bald näherte sich die Möglichkeit einer Heirat. Wie immer bestanden auch hier gewisse Schwierigkeiten. Die beiden Mädchen waren noch jung und wenig welterfahren. Die beiden Männer waren auch noch relativ jung und in Stellungen, welche verbesserungsbedürftig waren. Sie waren eben auch am Anfang der Karriere. Immerhin waren es tüchtige Leute. Die beiden Mädchen befanden sich in sozialen Umständen, die ihnen erlaubten, einige Ansprüche zu machen. Die Situation war so, daß gewisse Zweifel an der Zweckmäßigkeit einer solchen Verheiratung möglich waren. Dazu kam noch, daß die beiden Mädchen ihre Gatten in spe noch ungenügend kannten und infolgedessen ihrer Liebe auch noch nicht sicher waren. Es gab daher des Schwankens und Zweifelns viel. Dabei zeigte es sich, daß die ältere Schwester immer die größeren Schwankungen in ihren jeweiligen Entschließungen zeigte. Infolge dieser Unsicherheit gab es auch einige Male etwas peinliche Momente mit den beiden jungen Männern, welche natürlich auf Gewißheit drängten. In solchen Momenten zeigte sich die ältere Schwester stets stärker erregt als die jüngere. Einige Male lief sie weinend zur Mutter und klagte ihr die Not ihrer Unsicherheit. Die jüngere erwies sich als etwas entschlossener und machte der schwankenden Situation dadurch ein Ende, daß sie ihrem Verehrer das Jawort gab. Damit war sie über die Unsicherheit hinweg, und die weiteren Dinge entwickelten sich völlig glatt. Als nun der Verehrer der ältern Schwester vernahm, daß die jüngere zugesagt habe, eilte er zu seiner Dame, und begehrte etwas stürmisch ihr endliches Jawort. Seine Stürmischkeit irritierte und erschreckte sie etwas, obschon sie eigentlich infolge des Beispiels der Schwester geneigt gewesen war nachzugeben. Sie erwiderte etwas trotzig und abweisend, worauf er ihr heftige Vorwürfe machte; darauf

entgegnete sie noch gereizter. Am Schluß kam eine Tränenszene, und er ging verärgert weg. Er erzählte zu Hause die Geschichte seiner Mutter, welche die Ansicht äußerte, dieses Mädchen passe offenbar nicht recht zu ihm, es wäre daher besser, er wählte eine andere. Das Mädchen seinerseits war infolge der erlebten Szene in tiefe Zweifel geraten, ob sie diesen Mann wirklich liebe. Es erschien ihr auf einmal undenkbar, diesem Manne zu einem unbestimmten Schicksal folgen und ihre geliebten Eltern verlassen zu müssen. Die Sache kam schließlich so weit, daß die Beziehung überhaupt in die Brüche ging. Das Mädchen wurde von da an verstimmt, zeigte deutlichste Zeichen heftigster Eifersucht gegen ihre jüngere Schwester und wollte nicht einsehen oder zugeben, daß sie eifersüchtig sei. Das vorher so gute Verhältnis zu den Eltern ging auch in die Brüche. An Stelle der früheren kindlichen Zuneigung hatte sie ein larmoyantes Wesen, das sich zeitweise zu heftigster Gereiztheit steigerte. Es kamen wochenlange Depressionen vor. Während die jüngere Schwester Hochzeit feierte, war die ältere Schwester wegen eines nervösen Darmkatarrhs in einen fernen Kurort gereist. Wir wollen die Krankengeschichte hier nicht mehr weiter vorfolgen. Es entwickelte sich eine gewöhnliche Hysterie.

Bei der Analyse dieses Falles ergab sich das Vorhandensein heftiger Widerstände gegen das Sexualproblem. Die Widerstände beruhten darauf, daß Patientin viele perverse Phantasien hatte, deren Existenz sie sich nicht eingestehen wollte. Die Frage, woher wohl diese bei einem jungen Mädchen unerwarteten perversen Phantasien stammen könnten, führte zu der Entdeckung, daß sie sich als Kind von 8 Jahren einmal auf der Straße plötzlich einem Exhibitionisten gegenüber befunden hätte. Sie sei damals vor Schreck ganz gebannt gewesen und noch lange nachher habe sie das häßliche Bild in den Träumen verfolgt. Ihre jüngere Schwester sei damals auch dabei gewesen. In der Nacht, nachdem Patientin das erzählt hatte, träumte sie von einem Manne in grauem Anzug, der sich anschickte, vor ihr dasselbe zu tun, wie der Exhibitionist. Sie erwachte mit einem Angstschrei. Die nächste Assoziation zum grauen Anzug war ein Anzug des Vaters, den er getragen hatte anläßlich eines Ausfluges, den er mit ihr allein gemacht hatte, als sie etwa 6 Jahre alt war. Dieser Traum setzte also den Vater unzweifelhaft in Beziehung zum Exhibitionisten. Das muß einen Grund haben. Ist vielleicht irgend etwas vorgefallen mit dem Vater, was diese Assoziation bewirkte? Dieses Problem begegnet heftigem Widerstand bei der Patientin. Es läßt sie aber nicht mehr loß. In den folgenden

Sitzungen reproduziert sie einige sehr frühe Reminiszenzen, wo sie den Vater beim Auskleiden beobachtet hat, und eines Tages kommt sie verwirrt und erschüttert, um zu erzählen, sie hätte eine schreckliche Vision von absoluter Deutlichkeit gehabt: Sie habe sich nachts im Bette plötzlich wie ein Kind von 2 oder 3 Jahren gefühlt und da habe sie ihren Vater mit der obszönen Gebärde vor ihrem Bette stehen sehen.

Diese Erzählung wird stückweise gewissermaßen herausgewürgt, offensichtlich unter den heftigsten inneren Kämpfen. Darauf folgen wilde Klagen, wie furchtbar es sei, wenn ein Vater so Schreckliches an seinem Kinde tue.

Nichts ist unwahrscheinlicher, als daß der Vater dieser Patientin solches wirklich getan hätte. Es ist bloß eine Phantasie, die vermutlich auch erst im Laufe der Analyse gebildet wurde aus jenem selben Kausalitätsbedürfnis heraus, das auch den Arzt einmal zur Theorie verleitet hat, die Hysterie sei bloß durch derartige Eindrücke veranlaßt.

Dieser Fall scheint mir sehr geeignet, die Bedeutung der Regressionstheorie klarzulegen und zugleich die Quellen der bisherigen theoretischen Irrtümer aufzuzeigen. Wir sahen, daß die beiden Schwestern ursprünglich nur relativ wenig verschieden waren. Vom Moment der Verlobungsaffäre an aber trennten sich ihre Wege total. Sie erschienen nunmehr als zwei himmelweit verschiedene Charaktere. Die eine in blühender Gesundheit und Lebensfreude, ein braves tapferes Weib, das sich willig den natürlichen Anforderungen des Lebens unterwirft, die andere düster, launisch, voll Bitterkeit und Gift, allen Anstrengungen, ein vernünftiges Leben zu führen, abhold, egoistisch, schikanös und der Umgebung eine Last. Dieser außerordentliche Unterschied wurde einzig und allein dadurch herausgebracht, daß die eine die Schwierigkeiten der Verlobungszeit eben gerade noch glücklich passierte, die andere aber eben gerade sie nicht passierte. Es hing für beide gewissermaßen an einem Haar, daß sich die Sache überhaupt zerschlug. Die Jüngere war etwas ruhiger, daher überlegter und fand im richtigen Moment das richtige Wort. Die Ältere war etwas verwöhnter und empfindsamer, daher mehr beeinflußt durch ihre Affekte, und darum fand sie im richtigen Moment das richtige Wort nicht, und sie fand auch nicht den Mut, unter Verzicht auf ihren Stolz die Sache wieder gutzumachen. Diese kleine Ursache hatte große Wirkung. Die Bedingungen für beide Schwestern waren ursprünglich fast gleich. Den Ausschlag gab aber die größere Empfindlichkeit der älteren Schwester. Die Frage ist nun, woher wohl diese Empfindlichkeit

stamme, welche so unglückselige Folgen hatte. Die Analyse weist uns auf die Existenz einer außerordentlich reich entwickelten Sexualität von phantastisch-infantilem Charakter hin, ferner auf eine inzestuöse Phantasie dem Vater gegenüber. Nehmen wir nun an, daß diese Phantasmen schon seit langem lebendig und darum wirksam bestehen, so ergibt sich eine rasche und bequeme Lösung des Problems der Empfindlichkeit. Wir glauben leicht zu verstehen, warum das Mädchen so empfindsam war: Sie war ja ganz in ihre Phantasien eingesponnen und heimlich an den Vater gebunden, und unter diesen Umständen wäre es ja ein wahrhaftes Wunder, wenn sie zur Liebe und zum Heiraten bereit wäre. Je weiter wir, unserm Kausalitätsbedürfnis folgend, die Entwicklung dieser Phantasmen nach ihrem Ursprung hin verfolgten, desto größer wurden die Schwierigkeiten der Analyse, d. h. desto größer wurden die Widerstände, wie wir es nannten. Schließlich gelangen wir an eine eindrucksvolle Szene, eben zu jenem obszönen Akt, dessen Unwahrscheinlichkeit wir bereits festgestellt haben. Die Szene hat ganz den Charakter einer nachträglichen Konstruktion. Wir haben daher wohl jene Schwierigkeiten, die wir „Widerstände“ nannten, wenigstens an jener Stelle der Analyse nicht als Verteidigungsmaßnahmen gegen das Bewußtmachen einer peinlichen Erinnerung, sondern als ein Widerstreben gegen die Konstruktion dieser Phantasie aufzufassen. Man wird erstaunt fragen: Aber was zwingt den Patienten denn, eine derartige Phantasie zu ersinnen? Man wird sogar die Vermutung aussprechen, der Arzt habe den Patienten darauf hingedrängt, sonst wäre er offenbar nie auf einen derart absurden Gedanken gekommen. Ich wage nicht zu bezweifeln, daß es Fälle gab und gibt, wo das Kausalitätsbedürfnis des Arztes, besonders noch unter dem Einfluß der Traumatheorie, den Patienten zur Erfindung solcher Phantasien gedrängt hat. Der Arzt wäre aber seinerseits nicht zu dieser Theorie gekommen, wenn er nicht der Denkrichtung des Patienten nachgegangen wäre, wodurch er eben jene rückläufige Bewegung der Libido mitmachte, welche wir als Regression bezeichnen. Der Arzt hat damit bloß das konsequent durchgeführt, was der Patient sich scheute, durchzuführen, nämlich eine Regression, ein Zurückweichen der Libido bis auf die letzten Konsequenzen. Wenn daher die Analyse der Libidoregression nachgeht, dann folgt sie eigentlich nicht immer jenem durch historische Entwicklung vorgezeichneten Weg, sondern öfter einer nachträglich geformten Phantasie, die nur zum Teil auf ehemaligen Wirklichkeiten beruht. In unserm Fall sind es auch nur zum Teil wirkliche Erlebnisse,

und an diesen ist die große Bedeutung auch erst nachträglich hinzugekommen, als nämlich die Libido regredierte. Und wenn immer die Libido sich irgend einer Reminiszenz bemächtigt, dann können wir erwarten, daß die Reminiszenz elaboriert und umgestaltet wird. Denn alles, was die Libido berührt, wird belebt, dramatisiert und systematisiert. Wir müssen anerkennen, daß in unserm Fall wohl weitaus das meiste nur nachträglich zur Bedeutung gelangt ist, indem die regredierende Libido alles Passende, was auf ihrem Weg lag, aufgriff und daraus endlich eine Phantasie formte, welche, entsprechend der regressiven Richtung ihrer Bewegung, schließlich bis zum Vater zurückging und bei ihm jene infantil-sexuellen Wünsche anbrachte. Dies ging auf demselben Wege, wie man auch von jeher dachte, daß das goldene Zeitalter oder das Paradies in der Vergangenheit liege. Wir wissen also in unserm Fall, daß die phantastischen Materialien, welche die Analyse ergibt, erst nachträglich zur Bedeutung gelangt sind, infolgedessen wir nicht imstande sind, durch eben diese Materialien auch das Zustandekommen der Neurose zu erklären. Sonst bewegten wir uns beständig im Kreise. Der die Neurose erklärende kritische Moment war jener, wo eigentlich beide bereit waren, sich zu finden, aber aus unzeitgemäßer Empfindlichkeit der Patientin und vielleicht auch ihres Partners wurde der richtige Moment verpaßt.

Man könnte nun sagen — und die psychoanalytische Auffassung ist dieser Annahme geneigt — daß die kritische Empfindlichkeit von einer besonderen psychologischen Vorgeschichte herrühre, welche diesen Ausgang determiniert habe. Wir wissen, daß Empfindlichkeit innerhalb psychogener Neurosen, immer ein Symptom des Uneinsseins mit sich selber ist, ein Symptom des Widerstreites zweier divergierender Tendenzen. Jede dieser Tendenzen hat ihre psychologische Vorgeschichte, und man kann in diesem Fall auch klar nachweisen, daß jener bestimmte Widerstandsbetrag, welcher der Inhalt der kritischen Empfindlichkeit war, tatsächlich historisch an gewisse infantile Sexualbetätigungen und auch an jenes sogenannte traumatische Erlebnis anknüpft, als an Dinge, welche geeignet sind, einen gewissen Schatten auf die Sexualität zu werfen. Das wäre soweit ganz plausibel, wenn nicht die Schwester der Patientin so ziemlich dasselbe miterlebt hätte, ohne aber dieselben Folgen tragen zu müssen, d. h. sie wurde nicht neurotisch. Es müßte also angenommen werden, daß die Patientin jene Dinge in besonderer Weise erlebt, gewissermaßen viel nachhaltiger als die jüngere Schwester. Also wären ihr die Ereignisse der früheren

Kindheit auf die Dauer viel bedeutsamer gewesen? Wenn dies in so hohem Maße der Fall gewesen wäre, dann hätte man davon schon damals eine heftige Wirkung bemerkt. Die früheren Ereignisse waren der Patientin aber in der späteren Jugend ebensoviel vorüber und vergessen als der Schwester. Es ist daher noch eine andere Vermutung denkbar über jene kritische Empfindlichkeit, nämlich daß sie nicht von dieser besonderen Vorgeschichte herrühre, sondern, daß sie von jeher vielleicht vorhanden war. Ein aufmerksamer Beobachter kleiner Kinder kann allbereits beim Säugling eine gesteigerte Empfindsamkeit konstatieren. Ich habe einmal eine hysterische Patientin behandelt, die mir einen Brief ihrer Mutter zeigen konnte, welcher geschrieben wurde, als Patientin 2 Jahre alt war. Ihre Mutter schreibt darin von der Patientin und ihrer Schwester: Erstere sei ein immer freundliches und unternehmendes Kind, letztere habe aber Schwierigkeiten, mit den Menschen und den Dingen auszukommen; erstere wurde später hysterisch, letztere aber katatonisch. Solche in frühste Jugend zurückreichende tiefgreifende Unterschiede können nicht auf die akzidentellen Ereignisse des Lebens zurückgeführt werden, sondern sind als angeborene Verschiedenheiten zu betrachten. Von diesem Standpunkt aus läßt sich nicht behaupten, daß die besondere psychologische Vorgeschichte die Schuld an der Empfindlichkeit im kritischen Momente trage, sondern es erscheint richtiger, zu sagen: es sei jene angeborene Empfindlichkeit, die sich natürlich am stärksten ungewohnten Situationen gegenüber manifestiert. Dieser Betrag an Empfindsamkeit ist eine überaus häufige Beigabe einer Persönlichkeit und trägt oft mehr zu deren Reiz bei, als daß sie einem Charakter Abbruch täte. Einzig, wenn schwierige und ungewohnte Situationen kommen, pflegt sich der Vorteil in einen oft recht großen Nachteil zu verkehren, indem dann die ruhige Besinnung durch unzeitgemäße Affekte gestört wird. Nichts wäre aber unrichtiger denn diesen Betrag an Empfindsamkeit als einen eo ipso krankhaften Bestandteil eines Charakters zu werten. Wenn dem wirklich so wäre, so müßte man wahrscheinlich etwa $^1/_4$ der Menschheit als pathologisch betrachten. Wenn diese Empfindlichkeit aber derart destruktive Folgen hat für das Individuum, so kann sie doch nicht mehr als normal betrachtet werden, muß man bemerken. Zu diesem Widerspruch müssen wir gelangen, wenn wir die beiden Auffassungen von der Bedeutung der psychologischen Vorgeschichte einander so schroff gegenüberstellen, wie es hier geschehen ist. In Wirklichkeit gibt es nicht bloß entweder

das eine oder das andere. Eine gewisse angeborene Empfindsamkeit führt zu einer besonderen Vorgeschichte, d. h. zu einem besonderen Erleben der infantilen Ereignisse, welche ihrerseits auch nicht gleichgültig bleiben für die Entwicklung der kindlichen Weltanschauung. Ereignisse, verknüpft mit starken Eindrücken, gehen nie spurlos an empfindsamen Menschen vorüber. Es bleiben Spuren davon bekanntlich oft für das ganze Leben wirksam. Und solche Erlebnisse können auch einen bedingenden Einfluß auf die gesamte geistige Entwicklung eines Menschen ausüben. Gerade schmutzige und enttäuschende Erfahrungen im Gebiete der Sexualität sind geeignet, einen empfindsamen Menschen auf Jahre hinaus derart abzuschrecken, daß er beim Gedanken an Sexualität die größten Widerstände empfindet. Man ist, wie die Traumatheorie zeigt, infolge der Kenntnis solcher Fälle nur zu sehr geneigt, die affektive Entwicklung eines Menschen ganz — oder wenigstens größtenteils — auf das Akzidentelle zu schieben. Die ehemalige Traumatheorie ging darin zu weit. Es ist nie zu vergessen, daß die Welt auch — und dies in erster Linie — subjektives Phänomen ist. Das Erleben akzidenteller Eindrücke ist auch unsere Tat. Es ist nicht so, daß sich die Eindrücke uns bedingungslos aufdrängen, sondern unsere Disposition gibt die Bedingung des Eindruckes. Ein Mensch mit aufgestauter Libido wird in der Regel ganz andere, d. h. viel stärkere Eindrücke haben als der, dessen Libido in reicher Betätigung organisiert ist. Ein sowieso empfindsamer Mensch hat einen merklichen Eindruck von einem Ereignis, das einen weniger Empfindsamen kalt läßt. Wir haben daher auch neben dem akzidentellen Eindruck die Bedingungen des Subjektiven sehr zu berücksichtigen. Unsere früheren Überlegungen, namentlich die Betrachtung eines konkreten Falles, haben gezeigt, daß die wichtigste subjektive Bedingung die Regression ist. Die Wirksamkeit der Regression ist, wie die Erfahrung in praxi zeigt, so groß und so eindrucksvoll, daß man vielleicht geneigt wäre, die Wirkung akzidenteller Erlebnisse ganz nur auf den Mechanismus der Regression zu schieben. Zweifellos gibt es viele Fälle, wo alles inszeniert ist, wo auch die traumatischen Erlebnissse rein phantastische Artefakte, und die wenigen realen Erlebnisse darunter durch nachträgliche phantastische Bearbeitung gänzlich entstellt sind. Man kann ruhig sagen, daß es sogar nicht einen Fall von Neurose gibt, wo nicht der Gefühlswert des präzedierenden Erlebnisses durch Libidoregression erheblich verstärkt wäre, oder wo nicht große Stücke

der infantilen Entwicklung als von außerordentlicher Bedeutung erschienen, die aber fast nur noch Regressionswert hat (z. B. das Verhältnis zu den Eltern).

Die Wahrheit liegt, wie immer, in der Mitte. Die Vorgeschichte hat gewiß ihren determinierenden historischen Wert und die Regression verstärkt diesen Wert. Bisweilen tritt die traumatische Bedeutung der Vorgeschichte mehr in den Vordergrund, bisweilen aber auch bloß ihre regressive Bedeutung. Diese Überlegungen wollen selbstverständlich auch auf die infantilen Sexualerlebnisse angewendet sein. Es gibt unzweifelhaft Fälle, wo durch brutale sexuelle Erlebnisse berechtigterweise ein Schatten auf die Sexualität geworfen wurde, der den späteren Widerstand des Individuums gegenüber der Sexualität überaus begreiflich erscheinen läßt. (Ich erwähne hier beiläufig, daß auch furchtbare Eindrücke anderer als sexueller Art eine gewisse langdauernde Unsicherheit hinterlassen, welche das Individuum zu einer zögernden Haltung genüber der Wirklichkeit bestimmen kann.) Wo reale Ereignisse von unzweifelhafter traumatischer Wirkungsmöglichkeit fehlen — und das ist in den meisten Neurosen der Fall — da handelt es sich um ein Überwiegen des Regressionsmechanismus. Man könnte nun allerdings einwenden, daß wir kein Kriterium besäßen für die Wirkungsmöglichkeit eines Trauma, da dies ein höchst relativer Begriff sei. Dem ist nun allerdings nicht ganz so, sondern wir haben im Begriff des durchschnittlich Normalen ein Kriterium für die Wirkungsmöglichkeit eines Trauma. Etwas, das geeignet ist, auch dem Normalen einen starken und nachhaltigen Eindruck zu machen, dem dürfen wir auch für die Neurose einen bedingenden Einfluß zuerkennen. Was aber normalerweise verschmerzen und verschwinden sollte, dem dürfen wir auch für die Neurose nicht ohneweiters determinierende Kraft zumessen. Die größte Wahrscheinlichkeit in solchen Fällen, wo etwas unerwarteterweise traumatisch ist, ist die Regression, also eine bloß sekundäre Inszenierung. Je früher ein Eindruck in der infantilen Vorzeit soll stattgefunden haben, desto verdächtiger ist seine Wirksamkeit. Denn Tiere und primitive Menschen haben für einmalige Eindrücke lange nicht jene große Bereitschaft der Wiedererinnerung wie der zivilisierte Mensch. Auch die Kinder früher Stufe haben bei weitem nicht jene Eindrucksfähigkeit wie Kinder späterer Stufe. Eine gewisse höhere Entwicklung der geistigen Fähigkeiten ist ein unbedingtes Erfordernis zur Eindrucksfähigkeit. Man kann daher ruhig annehmen, daß, je früher ein eindrucksvolles Erlebnis

vom Patienten angesetzt wird, es desto phantastischer und regressiver sei. Wir können umfangreichere Eindrücke erst von Erlebnissen der späteren Jugend erwarten. Auf jeden Fall darf den Ereignissen der frühinfantilen Zeit, also z. B. vom 5. Lebensjahre an rückwärts, wohl nur Regressivbedeutung beigemessen werden. Für die späteren Jahre spielt die Regression ebenfalls eine bisweilen ganz überragende Rolle. Aber auch dem akzidentellen Erleben muß man eine nicht zu kleine Bedeutung zuschreiben. Im späteren Verlauf einer Neurose arbeiten akzidentelles Erleben und Regression auf dem Wege des circulus vitiosus zusammen: das Zurückweichen vor dem Erleben führt zur Regression und die Regression erhöht die Widerstände gegen das Erleben.

Bevor wir in unserer Betrachtung weiterschreiten, müssen wir uns noch der Frage zuwenden, welche teleologische Bedeutung den regressiven Phantasien beigemessen werden dürfe. Man könnte sich vielleicht mit der Annahme begnügen, daß diese Phantasien lediglich Ersatz für wirkliches Handeln seien und deßhalb keine weitere Bedeutung beanspruchten. Dem dürfte wohl kaum so sein. Wir sahen bereits, daß die psychoanalytische Theorie geneigt ist, in den Phantasien (Illusionen, Vorurteilen usw.) den Grund zur Neurose zu erblicken, denn deren Charakter verrät eine Tendenz, welche derjenigen des vernünftigen Handelns oft direkt zuwiderläuft. Es sieht auch häufig so aus, als ob der Kranke seine Vorgeschichte recht eigentlich dazu benutzte, um zu beweisen, daß er nicht vernünftig handeln könne, wodurch dann beim Arzt, der, wie jeder Mensch leicht geneigt ist, mit dem Kranken zu sympathisieren (d. h. sich unbewußt zu identifizieren), der Eindruck entsteht, als seien die Argumente des Kranken eine tatsächliche Ätiologie. In anderen Fällen haben die Phantasien mehr den Charakter wundersamer Ideale, welche die rauhe Wirklichkeit durch ebenso schöne als luftige Phantasiegebilde ersetzen, unverkennbar ist dabei ein mehr oder weniger deutlicher Größenwahn, welcher das Nichtstun und die beabsichtigte Unfähigkeit passend kompensiert. Die ausgesprochen sexuellen Phantasieen verraten oft deutlich den Zweck, den Kranken an den Gedanken des sexuellen Schicksals zu gewöhnen, ihm also gewissermaßen auch zu helfen, das Widerstreben zu überwinden. Wenn wir mit Freud die Neurose als einen mißglückten Heilungsversuch auffassen, müssen wir auch den Phantasien einen doppelten Charakter zuerkennen: nämlich einerseits die krankhafte, widerstrebende Tendenz und anderseits die fördernde und vorübende Tendenz. Wie beim

normalen Menschen die Libido sich an einem Hindernis aufstaut und ihn zur Introversion und zum Nachdenken zwingt, so entsteht auch beim Neurotiker unter denselben Umständen eine Introversion und eine vermehrte Phantasietätigkeit, worin er aber stecken bleibt, weil er den infantilen Anpassungsmodus als den leichtern bevorzugt. Daß er dabei gegen seinen Momentanvorteil einen dauernden Nachteil eintauscht und daher ein schlechtes Geschäft macht, sieht er nicht ein. So ist es z. B. natürlich für eine Stadtverwaltung viel leichter und angenehmer, alle die langweiligen hygienischen Maßnahmen zu unterlassen, kommt aber eine Epidemie, so rächt sich die Unterlassungssünde bitter. Wenn also der Neurotiker allerhand infantile Erleichterungen beansprucht, so muß er auch die Konsequenzen davon tragen. Und ist er dazu nicht willig, so holen ihn die Konsequenzen ein.

Es wäre im allgemeinen sehr unrichtig, den anscheinend krankhaften Phantasien der Neurotiker jeden teleologischen Wert abzusprechen. Es sind doch tatsächlich Ansätze zur Vergeistigung und zur Ausfindung neuer Pfade der Anpassung. Die Rückkehr zum Infantilen bedeutet nicht nur Regression und Steckenbleiben, sondern auch die Möglichkeit der Auffindung eines neuen Lebensplanes. Die Regression ist so recht eigentlich auch Grundbedingung des Schöpferaktes. Ich verweise hierfür auf meine schon mehrfach zitierte Arbeit über die Libido.

Mit dem Begriff der Regression hat die Psychoanalyse wohl eine der allerwichtigsten Entdeckungen auf diesem Gebiete gemacht. Nicht nur werden die früheren Formulierungen zur Entwicklungsgeschichte der Neurose umgestürzt oder doch mindestens weitgehend modifiziert, sondern es gelangt dadurch auch der aktuelle Konflikt zu seiner ihm gebührenden Würdigung. Wir sahen in unserem früheren Falle bereits, daß die symptomatologische Inszenierung erst dann verstanden war, als sie als Ausdruck des Aktualkonfliktes eingesehen war. Damit erreicht nun die psychoanalytische Theorie den Anschluß an die Ergebnisse des Assoziationsexperimentes, von denen ich in meinen Vorlesungen an der Clark University sprach. Das Assoziationsexperiment bei einem Neurotischen gibt uns eine Reihe von Hinweisen auf bestimmte Konflikte aktueller Natur, welche wir als Komplexe bezeichneten. Diese Komplexe enthalten eben jene Probleme und Schwierigkeiten, über welche der Patient uneins ist mit sich selber. Es handelt sich in der Regel um Konflikte der Liebe ganz manifesten

Charakters. Vom Standpunkt des Assoziationsexperimentes aus erscheint die Neurose als etwas ganz anderes, als vom Standpunkt der frühern psychoanalytischen Theorie aus. Von letzterem Standpunkt aus betrachtet, erscheint die Neurose als eine aus frühinfantilen Wurzeln emporwachsende, das Normale überwuchernde Bildung; vom Standpunkt des Assoziationsexperimentes aus betrachtet, erscheint die Neurose als eine Reaktion auf einen Aktualkonflikt, welcher natürlich auch bei normalen Menschen ebenso oft vorkommt, dort aber ohne zu große Schwierigkeiten gelöst wird. Der Neurotiker bleibt aber bei dem Konflikt stehen und seine Neurose erscheint mehr oder weniger als Folgezustand seines Stehenbleibens. Wir können daher sagen, daß die Ergebnisse des Assoziationsexperimentes sehr zugunsten der Regressionslehre sprechen. Aus der früheren „historischen" Auffassung der Neurose glaubten wir leicht zu verstehen, warum ein Neurotiker mit seinem mächtigen Elternkomplex große Schwierigkeiten in der Anpassung an die Welt hat. Jetzt aber, wo wir wissen, daß der Normale genau dieselben Komplexe hat und prinzipiell dieselbe psychologische Entwicklung durchläuft wie der Neurotiker, können wir gewisse Entwicklungen der Phantasiesysteme nicht mehr zur Erklärung heranziehen. Sondern die wahrhaft erklärende Problemstellung ist jetzt eine prospektive: Wir fragen nicht mehr, hat der Patient einen Vater- oder Mutterkomplex oder hat er bindende unbewußte Inzestphantasien? Wir wissen heutzutage, daß natürlich jedermann solche hat. Es war ein Irrtum von früher, daß man glaubte, nur die Neurotiker hätten solche Dinge. Wir fragen vielmehr: Welche Aufgabe will der Patient nicht erfüllen? Welcher Schwierigkeit des Lebens sucht er auszuweichen?

Suchte sich der Mensch immer ganz anzupassen, so wäre seine Libido immer richtig und in genügendem Maße verwendet. Wenn nicht, so ist sie aufgestaut und erzeugt regressive Symptome. Der Nichterfüllung der Anpassungsleistung, d. h. das Zögern des Neurotischen vor der Schwierigkeit, ist in allererster Linie das Zögern jedes Wesens vor einer neuen Anstrengung oder Anpassungsleistung. Beim Dressieren von Tieren lassen sich in dieser Hinsicht lehrreiche Erfahrungen machen. In vielen Fällen wird diese Erklärung im Prinzip völlig ausreichen. Von diesem Standpunkt aus erscheint die bisherige Erklärungsweise, welche den Widerstand des Neurotischen auf seine Gebundenheit an die Phantasien reduzieren wollte, als unrichtig. Es wäre aber sehr einseitig, wenn wir uns nur auf den prinzipiellen Stand-

punkt stellten. Es gibt auch eine Gebundenheit an die Phantasien, wenn schon die Phantasien im allgemeinen sekundärer Natur sind. Die Gebundenheit an die Phantasien (Illusionen, Vorurteile usw.) entwickelt sich allmählich als Gewohnheit aus oft unzähligen Regressionen vor Hindernissen seit frühester Jugend. Dadurch entwickelt sich ein förmlicher Habitus, der jedem Kenner der Neurosen bekannt ist; jene Patienten, die sich ihrer Neurose als einer Ausrede bedienen, um sich um alle Lebenspflichten herumzudrücken. Das habituelle Zurückweichen erzeugt eine ebeno gewohnheitsmäßige Selbstverständlichkeit, daß man Phantasien nachlebt, anstatt daß man Pflichten erfüllt. Diese Gebundenheit an die Phantasie macht, daß die Realität dem Neurotiker in gewisser Hinsicht unwirklicher, wertloser und uninteressanter erscheint als dem Normalen. Wie ich schon früher darlegte, können die phantastischen Vorurteile und Widerstände auch gelegentlich auf Erfahrungen beruhen, die jenseits aller Absichtlichkeit stehen, die also z. B. keine aufgesuchten Enttäuschungen und dergleichen sind.

Die letzte und unterste Wurzel der Neurose scheint die angeborene Empfindsamkeit zu sein, welche schon dem Säugling an der Mutterbrust in Form unnötiger Aufregungen und Widerstände Schwierigkeiten bereitet[1]). Die durch die Psychoanalyse herausgebrachte anscheinend ätiologische Geschichte der Neurose ist in vielen Fällen in Wirklichkeit wohl nur ein Verzeichnis passend ausgewählter und gerichteter Phantasien, Reminiszenzen usw., welche sich der Patient aus jener Libido erzeugte, die er für die biologische Anpassung jeweils nicht verwendete. So erscheinen jene angeblich ätiologischen Phantasien nur als Ersatzbildungen, Bemäntelungen und Scheinbegründungen für nicht geleistete Arbeit der Realität gegenüber. Der vorhin erwähnte Circulus vitiosus zwischen Zurückweichen vor Wirklichkeit und Regression ins Phantastische ist natürlich äußerst geeignet, um anscheinend ausschlaggebende kausale Verknüpfungen vorzutäuschen, infolgedessen nicht nur der Patient, sondern auch der Arzt daran glaubt. In dieses Getriebe greifen akzidentelle Erfahrungen nur mehr als „mildernde Umstände" ein. Ihre wirkliche und wirksame Existenz ist aber auch anzuerkennen.

Ich muß jenen Kritikern teilweise Recht geben, welche aus ihrer Lektüre psychoanalytischer Krankengeschichten den Eindruck einer

[1]) Empfindsamkeit ist selbstverständlich nur ein Wort. Man könnte auch sagen Reagibilität oder Labilität. Es kursieren dafür, wie bekannt, vielerlei Termini.

phantastischen Künstelei sich holen. Sie machen nur den Fehler, daß sie die phantastischen Artefakte und weithergeholten, gewaltsamen Symbolismen der Suggestion und fruchtbaren Phantasie des Arztes zuschreiben und nicht der ungleich fruchtbareren seiner Patienten. Es ist tatsächlich an den phantastischen Materialien einer psychoanalytischen Krankengeschichte sehr viel Künstliches. Es sind in die Augen fallende Spuren der aktiven Erfinderischkeit der Patienten meistens vorhanden. Wenn die Kritiker sagen, ihre eigenen Neurosenfälle hätten dergleichen Phantasien nicht, so haben sie nicht so unrecht. Ich zweifle gar nicht daran, daß die Patienten der meisten ihrer Phantasien gar nicht bewußt sind. Eine Phantasie im Zustand des Unbewußten existiert „wirklich" nur dann, wenn sie irgend eine nachweisbare Wirkung auf das Bewußtsein hat, z. B. in Form eines Traums. Sonst ist sie mit gutem Gewissen als unwirklich zu bezeichen. Wer nun die öfter fast unmerklichen Wirkungen unbewußter Phantasien aufs Bewußtsein übersieht oder gar noch auf die gründliche und technisch einwandfreie Analyse der Träume verzichtet, der kann natürlich leicht übersehen, daß seine Patienten Phantasien haben. Dieser oft gehörte Einwand erregt daher gerne bei uns ein leichtes Lächeln. Aber etwas Richtiges ist daran doch, und das muß anerkannt werden. Die regressive Tendenz des Patienten, welche durch die auf das Unbewußte, d. h. auf das Phantastische gerichtete, psychoanalytische Aufmerksamkeit noch verstärkt wird, erfindet und schafft auch während der Psychoanalyse. Man kann sogar sagen, daß in der Zeit der Psychoanalyse diese Tätigkeit noch besonders erhöht ist, denn der Patient sieht sich durch das Interesse seines Arztes in seiner regressiven Tendenz bestärkt und phantasiert daher in erhöhtem Maße weiter. Daher die Kritik schon mehrfach bemerkt hat, eine gewissenhafte Therapie der Neurose müsse geradezu den entgegengesetzten Weg als die Psychoanalyse einschlagen; nämlich es sei die vornehmste Aufgabe der Therapie, den Patienten aus seinen ungesunden Phantasien herauszureißen und dem wirklichen Leben wiederzugeben. Selbstverständlich weiß das der Psychoanalytiker auch, aber er weiß sehr wohl, wieweit man mit dem Neurotiker kommt mit dem bloßen „Herausreißen" aus den Phantasien. Wir als praktische Ärzte ließen es uns natürlich nie einfallen, eine mühsame und komplizierte und zudem von allen Autoritäten angefochtene Behandlungsmethode einer einfachen, klaren und leichten Methode vorzuziehen. Hypnotische Suggestion und Dubois Überredungsmethode kenne ich sehr wohl und wende sie nur nicht an wegen

ihrer relativen Unwirksamkeit. Daher ich auch die direkte „Réeducation de la volonté" nicht verwende, denn ich sehe von der Psychoanalyse bessere Resultate. Wenn wir die Psychoanalyse aber anwenden, so müssen wir den regressiven Phantasien der Patienten nachgehen. Denn die Psychoanalyse steht auf einem weit moderneren Standpunkt hinsichtlich der Bewertung der Symptome als die übrigen psychotherapeutischen Methoden. Letztere gehen alle von der Voraussetzung aus, daß die Neurose eine absolut krankhafte Bildung sei. Man ist in der ganzen bisherigen Nervenheilkunde nicht auf den Gedanken gekommen, in der Neurose auch den Heilungsversuch zu sehen und deshalb den neurotischen Bildungen auch einen ganz besonderen teleologischen Sinn zuzutrauen. Wie jede Krankheit, ist aber auch die Neurose ein Kompromiß zwischen den krankmachenden Ursachen und der normalen Funktion. Wie die moderne Medizin im Fieber nicht nur die Krankheit selber erblickt, sondern auch eine zweckmäßige Reaktion des Organismus, so sieht auch die Psychoanalyse in der Neurose nicht eo ipso das Widernatürliche, Krankhafte, sondern auch das Sinnreiche und Zweckmäßige. Daraus ergibt sich ohneweiters die forschende und abwartende Haltung der Psychoanalyse gegenüber der Neurose. Die Psychoanalyse enthält sich in jedem Falle des Urteils über den Wert der Symptome, indem sie zuerst danach strebt, zu verstehen, welche Tendenzen dem Symptom zugrunde liegen. Gelänge es uns, eine Neurose einfach zu zerstören, wie man z. B. ein Karzinom zerstört, so ginge mit dieser Zerstörung eine Menge nützlicher Energie zugrunde. Diese Energie retten wir aber, d. h. wir machen sie den Zielen des Gesundungstriebes dienstbar, wenn wir dem Sinne der Symptome nachgeben, d. h. die Regressionsbewegung des Patienten mitmachen. Es wird dem, der mit dem Wesen der Psychoanalyse wenig vertraut ist, allerdings nicht allzuleicht begreiflich erscheinen, wieso ein therapeutischer Effekt herauskommen soll, wenn der Arzt sich auf die „schädlichen" Phantasien des Patienten einläßt. Und nicht nur die Gegner der Psychoanalyse, sondern auch die Kranken selbst bezweifeln den therapeutischen Wert einer solchen Methode, welche gerade dem Aufmerksamkeit schenkt, was der Patient als wertlos und verwerflich verdammt, nämlich seinen Phantasien. Man kann oft von den Patienten hören, daß ihre früheren Ärzte ihnen gerade verboten hätten, sich mit den Phantasien zu beschäftigen, und sie müßten auch sagen, daß es ihnen nur wohl sei, wenn sie dieser schrecklichen Plage, wenigstens für Augenblicke los seien. Es mute sie daher sonderbar an, wieso es günstig für

ihren Zustand sein sollte, wenn sie durch die Behandlung eben dorthin zurückgeführt würden, von wo sie beständig zu entfliehen trachteten. Diesem Einwand gegenüber ist folgendes zu erwidern: Alles hängt davon ab, wie der Patient sich seinen Phantasien gegenüber verhält. Das Phantasieren war für den Patienten bisher eine ganz passive und unwillkürliche Betätigung. Er versank ins Träumen, wie man sagt. Auch das sogenannte „Grübeln" der Patienten ist nichts wie unwillkürliches Phantasieren. Was die Psychoanalyse vom Patienten fordert, ist zwar anscheinend dasselbe, aber nur ein ganz oberflächlicher Kenner der Psychoanalyse kann das passive Träumen der Patienten mit der Einstellung der Psychoanalyse verwechseln. Das, was die Psychoanalyse vom Patienten fordert, ist gerade das Gegenteil von dem, was der Patient bisher getan hat. Der Patient gleicht einem Menschen, der unabsichtlich ins Wasser gefallen ist und untersinkt, während die Psychoanalyse von ihm fordert, er solle ein Taucher sein. Nämlich jene Stelle, wo der Patient hineinfällt, ist keine zufällige. Dort liegt ein versunkener Schatz. Aber nur ein Taucher kann ihn heben. D. h. der Patient hält seine Phantasien für wert- und sinnlos, wenn er sie vom Standpunkt seiner Vernunft aus beurteilt. In Wirklichkeit aber haben die Phantasien diesen großen Einfluß auf die Patienten, weil sie auch von großer Bedeutung sind. Es sind versunkene alte Schätze, welche nur ein Taucher heben kann. D. h. im Gegensatz zu früher hat der Patient nunmehr absichtlich die Aufmerksamkeit seinem Innenleben zuzuwenden und, was er früher träumte, nunmehr bewußt und gewollt zu denken. Diese neue Art über sich selber zu denken, hat ebensoviel Ähnlichkeit mit dem früheren Geisteszustand, wie der Taucher mit dem Ertrinkenden. Aus dem früheren Zwang ist Absicht und Ziel, d. h. A r b e i t geworden. Der Patient beschäftigt sich jetzt, unterstützt von seinem Arzt, mit seinen Phantasien in der Absicht, sich nicht darin zu verlieren, sondern sie Stück für Stück aufzufinden und ans Tageslicht zu schaffen. Damit gewinnt er einen objektiven Standpunkt seinem Innenleben gegenüber und all das, was er früher fürchtete oder haßte, faßt er jetzt an. Damit ist auch das Prinzip der ganzen psychoanalytischen Therapie gegeben:

Der Patient stand bisher infolge seiner Krankheit partiell oder total außerhalb des Lebens. Er versäumte infolgedessen viele von seinen Lebenspflichten, sei es nun, was seine soziale Leistung, oder sei es, was seine rein menschlichen Pflichten anbetrifft. Zur Erfüllung dieser individuellen Pflichten muß er wieder gelangen, wenn er gesund sein will. Unter diesen Pflichten sind nicht, wie ich zur Vorsorge be-

merken will, allgemein-ethische Postulate zu verstehen, sondern Pflichten sich selber gegenüber, worunter nicht eo ipso egoistische Interessen zu verstehen sind, indem der Mensch auch ein soziales Wesen ist, was von den Individualisten zu leicht vergessen wird. Ein gewöhnlicher Mensch fühlt sich in einer gemeinsamen Tugend wohler als in einem individuellen Laster, auch wenn letzteres noch so verführerisch ist. Es müssen schon Neurotiker oder sonstwie ungewöhnliche Menschen sein, die sich von solchen Sonderinteressen betören lassen.

Vor solchen Pflichten ist der Neurotiker zurückgewichen und seine Libido hat sich wenigstens teilweise von den Aufgaben der Realität abgewendet, infolgedessen wurde sie introvertiert, d. h. ins Innenleben gewendet. Da auf die Bewältigung gewisser realer Schwierigkeiten überhaupt verzichtet wurde, wendete sich die Libido dem Regressionsweg zu, d. h. Phantasie trat weitgehend an Stelle von Wirklichkeit. Unbewußterweise (und öfter auch bewußterweise) zog der Neurotiker das Träumen und Phantasieren der Wirklichkeit vor. Um den Kranken wieder zur Realität und zur Erfüllung seiner notwendigen Lebenspflichten zurückzuführen, begibt sich die Analyse auf denselben „falschen" Weg der Regression wie die Libido des Kranken, so daß der Beginn der Psychoanalyse aussieht, wie wenn man die krankhaften Neigungen des Patienten noch unterstützte. Die Psychoanalyse geht aber auf die phantastischen Irrwege des Kranken ein, um das Wertvolle daran, die an die Phantasien gebundene Libido wieder dem Bewußtsein und den Aufgaben der Gegenwart zuzuführen. Dies kann aber nicht anders geschehen, als dadurch, daß die Phantasien herausgeholt werden und damit die an ihnen hängende Libido. Wäre nicht die Libido daran gebunden, so könnten wir die unbewußten Phantasien ruhig sich selber und ihrem Schattendasein überlassen. Es ist unvermeidlich, daß der Kranke, der sich durch den Beginn der Psychoanalyse in seiner Regressionstendenz bestätigt fühlt, das analytische Interesse unter steigenden Widerständen in die Tiefe der unbewußten Schattenwelt hinunterführt. Es ist daher auch überaus begreiflich, daß jeder Arzt als normaler Mensch heftigste Widerstände bei sich selber gegen die durchaus krankhafte Regressionstendenz des Kranken verspürt, denn er fühlt ganz genau, daß diese Tendenz pathologisch ist. Er glaubt daher auch besonders als Arzt ganz richtig zu handeln, wenn er sich auf die Phantasien des Kranken nicht einläßt. Es ist sogar begreiflich, daß sich der Arzt auch angewidert fühlt von dieser Tendenz, denn es ist unzweifelhaft widerlich zu sehen, wie ein Mensch

ganz darin aufgeht, ausschließlich sich selber wichtig zu finden und unaufhörlich sich selber zu bespiegeln. Überhaupt ist für das ästhetische Empfinden des normalen Menschen der Durchschnitt der neurotischen Phantasien unerfreulich, wenn nicht direkt ekelhaft. Dieses ästhetische Werturteil hat der Psychoanalytiker allerdings wegzulegen, so gut wie jeder andere Arzt, der einem Kranken wirklich helfen will. Es darf ihm vor schmutziger Arbeit nicht grauen. Gewiß gibt es unzählige körperlich Kranke, die ohne nähere Untersuchung und radikale Lokalbehandlung durch Anwendung allgemeiner, physikalischer, diätetischer und suggestiver Heilmittel genesen. Den schwereren Fällen aber kann nur eine auf genauer Untersuchung und eindringender Kenntnis der Krankheit basierende Therapie Hilfe bringen. Unsere bisherigen psychotherapeutischen Methoden waren solche allgemeine Maßnahmen, welche in leichten Fällen nicht nur keinen Schaden stiften, sondern auch wirklichen Nutzen bringen. Aber eine große Zahl von Kranken erweist sich für diese Mittel als unzugänglich. Wenn etwas hier hilft, so ist es die Psychoanalyse, womit selbstverständlich gar nicht gesagt sein soll, daß die Psychoanalyse das Allheilmittel sei. Diese Behauptung schiebt uns nur böswillige Kritik in die Schuhe. Wir wissen sehr wohl, daß die Psychoanalyse in gewissen Fällen versagt. Bekanntlich wird man nie alle Krankheiten heilen können.

Die Taucherarbeit der Analyse bringt aus dem Grundschlamm stückweise schmutzige Materialien herauf, die erst gereinigt werden müssen, um ihren Wert erkennen zu lassen. Die schmutzigen Phantasien sind das Wertlose, das man wegwirft, das Wertvolle aber ist die daran hängende Libido, welche durch die Reinigungsarbeit wieder brauchbar gemacht wird. Dem Psychoanalytiker vom Fach will es zwar, wie jedem Spezialisten, bisweilen erscheinen, als seien die Phantasien auch von einem besonderen Wert, nicht bloß die daran hängende Libido. Für den Patienten in erster Linie gilt diese Wertung aber nicht. Dem Arzte sind die Phantasien nur wissenschaftlich von Wert, sowie es dem Chirurgen von wissenschaftlichem Interesse sein kann, ob der Eiter Staphylokokken oder Streptokokken enthält. Dem Patienten ist dies ganz einerlei. Der Arzt wird dem Patienten gegenüber gut daran tun, sein wissenschaftliches Interesse zu hüten, um nicht den Patienten zu verlocken, mehr Freude als nötig an seinen Phantasien zu haben. Die ätiologische Bedeutung, die man, wie ich glaube, unberechtigterweise den Phantasien beimißt, erklärt es, warum man in der psychoanalytischen Publizistik der breiten kasuistischen Erörterung der ver-

schiedenen Phantasieformen einen so großen Raum gewährt. Wenn man einmal weiß, daß alles möglich ist, so wird sich die anfängliche Wertschätzung der Phantasien und das Bemühen, das ätiologische Moment darin zu entdecken, allmählich verlieren. Auch wird keine noch so ausgedehnte Kasuistik je imstande sein, dieses Meer auszuschöpfen. Theoretisch ist auch jeder Fall darin unerschöpflich. In den meisten Fällen hört die Produktion von Phantasien nach einiger Zeit auf, woraus man natürlich nicht schließen darf, daß die Möglichkeiten der Phantasie erschöpft wären; sondern das Ende der Produktion bedeutet, daß keine Libido mehr auf dem Regressionswege ist. Das Ende der Regressionsbewegung aber ist gekommen, wenn die Libido sich der gegenwärtigen realen Aufgaben bemächtigt hat und zur Lösung dieser Aufgaben benötigt wird. Es gibt aber Fälle, und ihrer sind nicht wenige, die, sei es aus eigener Lust an phantastischer Betätigung oder infolge falscher Orientierung durch den Arzt, länger als gewöhnlich bei der Produktion endloser Phantasien stecken bleiben. Letzteres ist namentlich leicht der Fall bei Anfängern, welche, durch die bisherige psychoanalytische Kasuistik verblendet, beim Interesse für die angeblich ätiologisch bedeutsamen Phantasien stehen bleiben und beständig Phantasien aus der infantilen Vorzeit aufzufrischen sich bemühen, in der irrigen Annahme dadurch die Lösung der neurotischen Schwierigkeiten zu finden. Sie sehen nicht, daß die Lösung im Handeln und in der Erfüllung gewisser notwendiger Lebenspflichten liegt. Man wird einwenden, darin bestehe eben gerade die Neurose, daß der Patient unfähig sei, diese Forderungen des Lebens zu erfüllen und die Therapie habe durch diese Analyse des Unbewußten ihn dazu zu befähigen oder ihm wenigstens die nötigen Hilfsmittel zu gewähren. Der Einwand in dieser Form ist ganz richtig, jedoch ist hinzuzufügen, daß er nur gilt, wenn die zu erfüllende Aufgabe dem Patienten auch wirklich bewußt ist, und zwar nicht nur akademisch, d. h. in allgemeinen theoretischen Umrissen, sondern auch im Detail. Es ist nun für den Neurotiker charakteristisch, daß ihm gerade diese Kenntnis mangelt, wenn schon er seiner Intelligenz entsprechend über die allgemeinen Lebensaufgaben wohl orientiert ist und vielleicht nur zu sehr danach strebt, die Vorschriften landläufiger Lebensmoral zu erfüllen. Er kennt aber die ungleich wichtigeren Lebenspflichten sich selber gegenüber um so weniger, manchmal überhaupt nicht. Es genügt daher nicht, dem Patienten auf seinem Regressionsweg blindlings zu folgen und ihn durch ein unzeitgemäßes ätiologisches Interesse auf

seine infantilen Phantasien hinzustoßen. Ich höre oft von Patienten, die in einer psychoanalytischen Behandlung erfolglos stecken geblieben sind: „Der Herr Doktor ist der Ansicht, es müsse noch ein infantiles Trauma oder eine dem entsprechende Phantasie vorliegen, die ich noch verdränge.“ Abgesehen von solchen Fällen, wo diese Vermutung durchaus zutraf, sah ich auch solche, wo das Hindernis darin bestand, daß die jeweils durch Analyse emporgeholte Libido infolge von Beschäftigungsmangel wieder in die Tiefe versank, und zwar deshalb, weil die Aufmerksamkeit des Arztes ganz dem Infantilen zugewendet war und er nicht sah, welche momentane Anpassungsleistung der Patient zu vollziehen hatte. Die Folge davon war, daß die durch die Analyse heraufgeholte Libido immer wieder versank, weil ihr keine Gelegenheit zur Betätigung gegeben wurde. Es gibt sehr viele Patienten, die ganz von selbst zur Einsicht in ihre Lebensaufgaben kommen und daher relativ bald die Produktion von Regressivphantasien einstellen, weil sie es vorziehen, in der Wirklichkeit zu leben, statt zu phantasieren. Das gilt leider nicht von allen Patienten. Es gibt nicht wenige, die auf längste Zeit hinaus, vielleicht sogar dauernd auf die Erfüllung ihrer Lebensaufgaben verzichten und die tatenlose, neurotische Träumerei bevorzugen. (Ich hebe hier nochmals hervor, daß unter „Träumerei“ durchaus nicht immer ein bewußtes Phänomen zu verstehen ist.)

Diesen Tatsachen und Einsichten entsprechend veränderte sich im Laufe der Jahre der Charakter der Psychoanalyse. War in ihrem ersten Anfangsstadium die Psychoanalyse eine Art chirurgischer Methode, welche den Fremdkörper, den eingeklemmten Affekt aus der Seele entfernen wollte, so war die spätere Form eine Art historischer Methode, welche danach strebte, die Entwicklungsgeschichte der Neurose sorgfältig bis in die letzten Einzelheiten zu erforschen und auf die ersten Anfänge zu reduzieren.

Es ist unverkennbar, daß das Zustandekommen letzterer Methode wesentlich einem starken wissenschaftlichen Interesse und einer persönlichen Einfühlung zu verdanken war, deren Spuren deutlich den bisherigen kasuistischen Darstellungen anhaften. Dank diesem Umstand gelang es auch Freud, zu entdecken, worin der therapeutische Effekt der Psychoanalyse bestand. Während man früher den Effekt in der Entladung des traumatischen Affektes suchte, fand man jetzt, daß die herausgebrachten Phantasien samt und sonders sich mit der Person des Arztes assoziierten. Freud nannte diesen Vorgang Übertragung, entsprechend der Tatsache, daß der Patient seine Phantasien, die vorher

an die Erinnerungsbilder (imagines) der Eltern gebunden waren, nunmehr auf den Arzt übertrug. Die Übertragung erfolgt nicht etwa auf die Weise, daß sich der Prozeß auf das rein Intellektuelle beschränkte, sondern die an den Phantasien haftende Libido schlägt sich mit den Phantasien auf den Arzt nieder. Alle jene andeutungsweisen Sexualphantasien, welche die Imago der Eltern umgeben, umgeben jetzt den Arzt, und je weniger der Patient dies realisiert, desto mehr und stärker wird er unbewußt an den Arzt gebunden sein. Diese Erkenntnis ist von prinzipieller Wichtigkeit in verschiedener Hinsicht. Vor allem ist dieser Vorgang für den Patienten von großem biologischem Vorteil. Je weniger er der wirklichen Welt gibt, desto mehr sind seine Phantasien gesteigert, und desto mehr auch ist er von der Welt abgeschnitten. Es ist typisch für den Neurotiker, daß er immer ein gestörtes Verhältnis zur Wirklichkeit hat, d. h. eine verminderte Anpassung. Durch die Übertragung auf den Arzt wird dem Patienten eine Brücke geschlagen, über die er aus der Familie heraus an die Wirklichkeit gelangen kann, oder mit anderen Worten: aus dem infantilen Milieu in die Welt des Erwachsenen, indem der Arzt ihm einen Teil der außerfamiliären Welt repräsentiert. Auf der andern Seite aber ist die Übertragung auch ein gewaltiges Hindernis für den Fortschritt der Behandlung, indem durch die Übertragung der Patient den Arzt, der ihm ein Stück der außerfamiliären Realität darstellen sollte, an Vater und Mutter assimiliert, wodurch der ganze Vorteil der neuen Akquisition paralysiert wird. Je mehr es dem Patienten gelingt, im Arzt irgend einen Menschen zu erblicken, ihn objektiv zu erkennen, desto größer wird ihm der Vorteil der Übertragung sein. Je weniger er aber den Arzt als Menschen im allgemeinen sieht und je mehr er ihn als Vater assimiliert, desto geringer wird der Vorteil und desto größer der Nachteil der Übertragung sein. Denn dadurch erweitert der Patient bloß den Umfang seiner Familie um eine elternähnliche Persönlichkeit. Er selber aber befindet sich nach wie vor im infantilen Milieu und daher in seiner infantilen Konstellation. Er kann daher der Vorteile der Übertragung gänzlich verlustig gehen. Es gibt Patienten, die mit größter Bereitwilligkeit auf die Psychoanalyse eingehen und außerordentlich fruchtbar in der Produktion von Phantasien sind, ohne daß sie den geringsten Fortschritt machen, trotzdem ihre Neurose in ihrer ganzen Entwicklung bis in den hintersten Winkel durchleuchtet zu sein scheint. Der in der historischen Anschauung befangene Arzt kann in solchen Fällen leicht in Verwirrung geraten

und muß sich die Frage vorlegen, was denn an diesem Fall noch zu analysieren wäre. Das sind eben gerade die Fälle, von denen wir oben sprachen, bei denen es sich keineswegs mehr um die Analyse historischen Materials handelt, sondern um das Problem des Handelns, das zu allernächst in der Überwindung der infantilen Einstellung bestünde. Es wird zwar durch die historische Analyse immer wieder herausgebracht werden, daß der Patient sich infantil zum Arzt einstellt, aber es ergibt sich keineswegs, wie das zu ändern wäre. Bis zu einem gewissen Grade besteht dieser bedeutende Nachteil der Übertragung in jedem Falle. Es hat sich allmählich sogar herausgestellt, daß der bisher besprochene Teil der Psychoanalyse zwar wissenschaftlich wohl außerordentlich interessant und wertvoll ist, aber praktisch von weit geringerer Bedeutung als die nunmehr folgende Analyse der Übertragung.

Bevor ich auf die Einzelheiten dieses praktisch besonders wichtigen Teiles der Analyse eintrete, möchte ich die Aufmerksamkeit auf eine Parallele zwischen dem ersten Teil der Analyse und einer gewissen kulturhistorischen Institution lenken: ich meine die religiöse Institution der Beichte.

Durch nichts sind die Menschen mehr auf sich selber angewiesen und von der Gemeinschaft der anderen abgeschnitten als durch den „Besitz" persönlich wichtiger Geheimnisse, die ängstlich und eifersüchtig verborgen gehalten werden. „Sündhafte" Taten und Gedanken sind es sehr oft, was die Menschen auseinanderhält und einander entfremdet. Hier bringt die Beichte bisweilen eine wahre Erlösung. Das beträchtliche Erleichterungsgefühl, das der Beichte zu folgen pflegt, ist der Wiederaufnahme des Verlorenen in die menschliche Gemeinschaft zuzuschreiben. Seine bisher so schwer ertragene moralische Einsamkeit und Abgeschlossenheit hat mit der Beichte ein Ende gefunden. Darin liegt der wesentliche psychologische Vorteil der Beichte. Daneben hat aber die Beichte notwendigerweise noch andere Folgen: Durch die Übertragung des Geheimnisses und aller unterliegenden unbewußten Phantasien entsteht eine gewisse moralische Bindung des Individuums an den Beichtvater, ein sogenanntes „Übertragungsverhältnis". Wer psychoanalytische Erfahrung hat, weiß, wie sehr die persönliche Bedeutung des Arztes dadurch gewinnt, daß es dem Patienten gelungen ist, ihm seine Geheimnisse zu beichten. Es ist oft erstaunlich, wie sehr das Benehmen der Patienten dadurch sich ändert. Auch diese Konsequenz war durch die Kirche wahrscheinlich beabsichtigt. Die Tatsache, daß weitaus der größte Teil der Menschheit

nicht nur der Führung bedürftig ist, sondern auch gar nichts Besseres sich wünscht, als geführt und bevormundet zu werden, rechtfertigt in gewisser Weise den moralischen Wert, den die Kirche der Beichte zuschreibt. Der Priester, ausgestattet mit allen Attributen väterlicher Gewalt, ist der verantwortliche Führer und Hirte seiner Herde. Er ist der Beichtvater und die Gemeindemitglieder sind die Beichtkinder. Insofern ersetzt der Priester und die Kirche die Eltern und insofern befreien sie den Menschen aus der Enge familiärer Bande. Insofern nun der Priester eine moralisch hochstehende Persönlichkeit von natürlichem Seelenadel und entsprechender Geisteskultur ist, so ist die Institution der Beichte als eine glänzende Methode sozialer Führung und Erziehung zu preisen, welche auch tatsächlich im Laufe von mehr als $1^1/_2$ Jahrtausenden eine gewaltige erzieherische Aufgabe erledigt hat. Solange die christliche Kirche des Mittelalters es verstand, Hüterin von Kunst und Wissenschaft zu sein, — was ihr dank ihrer zeitweise weitgehenden Toleranz des weltlichen Elementes wohl gelang — so lange konnte die Beichte als ein bewundernswertes Erziehungsmittel gelten. Aber die Beichte verlor ihren erzieherischen Wert, wenigstens für geistig höherstehende Menschen, sobald sich die Kirche als unfähig erwies, ihre Führerschaft auf geistigem Gebiet zu behaupten, was die unvermeidliche Folge der geistigen Erstarrung ist. Der moralisch und geistig höherstehende Mensch unserer Zeit wünscht nicht mehr einem Glauben oder einem starren Dogma zu folgen. Er will verstehen. Kein Wunder, daß er alles zur Seite wirft, was er nicht versteht, und das religiöse Symbol gehört zu jenen Dingen, die dem Verständnis nicht gerade leicht zugänglich sind. Daher die Religion meistens zuerst über Bord geht. Das Sacrificium intellectus, welches der positive Glauben verlangt, ist eine Gewalttat, gegen die sich das Gewissen des höherstehenden Menschen sträubt.

Was nun die Analyse betrifft, so könnte vielleicht in der Mehrzahl der Fälle das Übertragungs- und Abhängigkeitsverhältnis zum Analytiker als genügend erachtet werden zur Festhaltung eines bestimmten therapeutischen Effektes, wenn der Analytiker eine überragende Persönlichkeit und in jeder Hinsicht befähigt wäre, seine Patienten verantwortlich zu führen und seinem Volke ein Vater zu sein. Aber ein moderner, geistig entwickelter Mensch strebt — bewußt oder unbewußt — danach, sich selber zu regieren und moralisch auf eigenen Füßen zu stehen. Er möchte das Steuer, das andere schon zu lange für ihn geführt haben, selber in die Hand bekommen. Er möchte

verstehen, mit anderen Worten: selber ein erwachsener Mensch sein. Es ist gewiß viel leichter, geführt zu werden, aber das paßt dem Gebildeten unserer Zeit nicht mehr, denn er fühlt, daß der Geist dieser Zeit die moralische Autonomie von ihm verlangt. Die Psychoanalyse hat mit dieser Forderung zu rechnen und hat deshalb das Verlangen des Patienten nach beständiger Führung und Anweisung zurückzuweisen. Der analysierende Arzt kennt seine eigene Unvollkommenheit zu gut, als daß er noch glauben könnte, imstande zu sein, Vater und Führer zu spielen. Sein höchstes Streben kann nur darin bestehen, daß er seine Patienten zu selbständigen Persönlichkeiten erzieht, indem er sie befreit von der unbewußten Bindung an infantile Grenzen. Die Psychoanalyse muß daher die Übertragung analysieren, eine Aufgabe, an die der Priester nicht herantritt. Durch die Analyse der Übertragung soll die unbewußte (und bewußte!) Bindung an den Arzt abgeschnitten und der Patient auf eigene Füße gestellt werden. Dies wenigstens ist die Absicht der Behandlung.

Wir sahen bereits, daß die Übertragung allerhand Schwierigkeiten im Verhältnis von Arzt und Patient mit sich bringt, indem der Arzt immer mehr oder weniger sub specie der Familie assimiliert wird. Der erste Teil der Analyse, die Komplexauffindung, ist eher leicht und einfach — dank dem Umstand, daß jedermann sich schließlich gern seiner schmerzhaften Geheimnisse entledigt; sodann empfindet er auch eine besondere Befriedigung, daß es ihm endlich gelungen ist, jemand zu finden, der ein verständnisvolles Ohr für alle jene Dinge hat, denen sonst niemand Beachtung schenken wollte. Es ist für den Patienten ein eigenartig angenehmes Gefühl, verstanden zu werden und einen Arzt zu haben, der entschlossen ist, seinen Patienten auf alle Fälle zu verstehen und auch gewillt ist, ihm anscheinend auf alle möglichen Irrwege zu folgen. Es gibt Patienten, die dafür sogar einen besondern „test" haben, irgend eine besondere Frage, auf welche der Arzt eingehen sollte; wenn er es nicht kann oder nicht will oder es übersieht, so taugt er nichts. Das Gefühl verstanden zu werden, hat einen besonderen Charme für alle vereinsamten Seelen unter den Kranken, welche unersättlich sind in ihrem Verlangen „verstanden" zu werden.

Der Anfang der Analyse ist aus diesen entgegenkommenden Dispositionen in der Regel relativ einfach. Die zu dieser Zeit der Analyse bisweilen vorkommenden, oft beträchtlichen therapeutischen Effekte sind leicht gewonnen und können eben darum den Anfänger

in der Psychoanalyse zu einem gewissen Therapeutenoptimismus und zu einer analytischen Oberflächlichkeit verführen, welche in keinem Verhältnis stehen zu der besonderen Schwierigkeit und Ernsthaftigkeit der psychoanalytischen Aufgabe. Auch das Ausposaunen von therapeutischen Effekten ist nirgends mehr verächtlich als in der Psychoanalyse, denn niemand sollte es besser wissen als der Psychoanalytiker, daß der therapeutische Erfolg schließlich weitaus in der Hauptsache von der Mitarbeit der Natur und des Patienten selber abhängt. Der Psychoanalytiker mag meinetwegen stolz sein auf seine fortgeschrittene Einsicht in das Wesen und die Struktur der Neurose, eine Einsicht, welche die bisherigen Kenntnisse auf diesem Gebiet weit überragt. Es kann aber der bisherigen psychoanalytischen Publizistik der Vorwurf nicht erspart werden, daß sie die Psychoanalyse bisweilen in einem falschen Licht erscheinen läßt. Es gibt therapeutische Publikationen, aus denen der Uneingeweihte den Eindruck schöpft, als sei die Analyse ein relativ einfacher Kunstgriff oder eine Art Kunststück mit verblüffenden Erfolgen. Der erste Teil der Analyse, wo wir zu verstehen versuchen und dadurch dem Patienten oft große Erleichterung verschaffen, ist verantwortlich für die Therapeutenillusionen. Die am Anfang der Analyse bisweilen vorkommenden Besserungen sind natürlich nicht eigentlich Resultate der psychoanalytischen Behandlung, sondern meistens bloß vorübergehende Erleichterungen, welche den Prozeß der Übertragung wesentlich unterstützen. Nachdem die ersten Widerstände gegen die Übertragung überwunden sind, ist die Übertragung eigentlich eine ideale Situation für den Neurotiker. Er selbst braucht gar keine Anstrengung zu machen, und trotzdem kommt ihm jemand mindestens halbwegs entgegen mit einem ihm bisher ungewohnten und eigenartigen Verstehenwollen, der sich auch nicht langweilen und nicht abschrecken läßt, trotzdem der Patient bisweilen ein Möglichstes tut an Eigensinn und kindischem Trotz. An dieser Geduld schmelzen schließlich die stärksten Widerstände, so daß der Patient nicht mehr zögert, den Arzt unter die Götter seiner Familie zu versetzen, d. h. ihn an das familiär-infantile Milieu zu assimilieren. Zugleich deckt der Patient damit aber auch ein anderes Bedürfnis, nämlich er vollzieht damit jene außerfamiliäre Erwerbung, welche biologisches Erfordernis ist. So gewinnt der Patient durch das Übertragungsverhältnis einen doppelten Vorteil, nämlich eine Persönlichkeit, von der auf der einen Seite eine liebevolle, aufs Einzelne gehende Aufmerksamkeit vorausgesetzt wird, — insofern also gleich Vater

und Mutter gesetzt wird — die aber auf der andern Seite außerfamiliär ist und damit auch eine wichtige und bedenkliche Lebenspflicht dem Patienten in durchaus ungefährlicher Weise erfüllen hilft. Wenn zugleich mit dieser Erwerbung gar ein großer therapeutischer Effekt eintritt, was nicht allzuselten der Fall ist, dann wird dadurch der Glauben des Patienten an die Vollkommenheit der nunmehr gewonnenen Situation noch gestärkt. Unter diesen Umständen ist es einfach selbstverständlich, daß der Patient nicht im geringsten geneigt ist, alle diese Vorteile aufzugeben. Wenn es von ihm abhinge, so zöge er vor, für immer mit dem Arzte vereinigt zu sein. Dementsprechend beginnen nun zahlreiche Phantasien, wie man dieses Ziel irgendwie erreichen könnte. Eine große Rolle spielt dabei die Erotik, welche mitbenutzt und übertrieben wird, um die Unmöglichkeit der Trennung zu demonstrieren. Der Patient setzt begreiflicherweise dem Arzt hartnäckige Widerstände entgegen, wenn der letztere den Versuch macht, das Übertragungsverhältnis aufzulösen. Wir dürfen nun allerdings nicht vergessen, daß für den Neurotiker die Erwerbung einer außerfamiliären Beziehung Lebenspflicht ist — wie für jeden andern Menschen — und zwar eine Pflicht, die sie bisweilen entweder gar nicht oder nur sehr beschränkt erfüllt hatten. Ich möchte hier auch der häufig vorkommenden Ansicht energisch entgegentreten, daß mit der außerfamiliären Beziehung immer ein Sexualverhältnis verstanden sei. Man möchte in vielen Fällen sagen: eben gerade das nicht. Das ist sogar ein beliebtes neurotisches Mißverständnis, daß die rechte Anpassung an die Welt im Ausleben der Sexualität zu finden sei. Auch hier ist die psychoanalytische Literatur von Mißverständnissen nicht frei und es gibt Publikationen, aus denen keine anderen Schlüsse gezogen werden können. Dieses Mißverständnis ist aber weit älter als die Psychoanalyse, fällt also nicht etwa dieser zur Last. Der alte ärztliche Routinier kennt diesen Ratschlag sehr wohl, und ich habe schon mehr als einen Patienten gehabt, welcher nach diesem Rezept gehandelt hat. Wenn ein Psychoanalytiker auf dieses Rezept kommt, so ist es darum, weil er den Irrtum des Patienten mitmacht, welcher glaubt, seine Sexualphantasien kämen von aufgestauter („verdrängter") Sexualität. Dafür wäre dieses Rezept natürlich heilbringend. Es handelt sich aber gar nicht darum, sondern um regressive, nach dem Infantilen strebende und von der realen Aufgabe zurückweichende Libido, welche die Phantasie übertreibt. Wenn wir diese Regressivtendenz unterstützen, so bestärken wir einfach die infantile Einstellung

des Neurotikers, woran er ja gerade leidet. Der Neurotiker hat jene höhere Anpassung zu lernen, welche die Kultur vom erwachsenen Menschen verlangt. Wer die ausgesprochene Tendenz hat, nach unten zu gehen, der wird es von selber tun, dazu braucht er keine Psychoanalyse. Damit dürfen wir nun allerdings nicht ins Gegenteil verfallen und meinen, wir erschüfen durch Psychoanalyse lauter hervorragende Persönlichkeiten. Die Psychoanalyse steht jenseits traditioneller Moralität, sie hat sich zunächst an keinen allgemeinen moralischen „standard" zu halten; sie ist und soll nur ein Mittel sein, den individuellen Tendenzen Luft zu schaffen, sie zu entwickeln und mit dem Ganzen der Persönlichkeit so gut als möglich in Einklang zu bringen. Die Psychoanalyse soll eine biologische Methode sein, welche das höchste subjektive Wohlbefinden mit der wertvollsten biologischen Leistung zu vereinigen sucht. Da der Mensch nicht nur als ein Individuum, sondern auch als ein soziales Glied bestimmt ist, so können diese beiden, der menschlichen Natur inhärenten Tendenzen niemals voneinander getrennt oder eine der andern unterworfen werden, ohne den Menschen schwer zu schädigen. Der Kranke kommt im besten Falle aus der Analyse so heraus, wie er wirklich ist, d. h. mit sich selber harmonisch, weder gut noch böse, wie der Mensch eben ist als ein natürliches Wesen. Wenn man aber unter Erziehung ein Mittel versteht, mit dem ein schön zu künstlicher Form zugestutzter Baum erzeugt wird, dann ist die Psychoanalyse keine Erziehungsmethode. Wer aber den höheren Begriff der Erziehung hat, der wird diejenige Erziehungsmethode als die beste preisen, welche einen Baum aufzuziehen versteht, der alle von der Natur in ihn gelegten Wachstumbestimmungen am vollkommensten erfüllt. Man gibt sich gern der lächerlichen Befürchtung hin, der Mensch sei, als das, was er in Wirklichkeit ist, ein ganz unhaltbares Wesen, und wenn alle Menschen so würden, wie sie wirklich seien, so entstünde eine schauderhafte soziale Katastrophe. Unter dem Menschen, wie er wirklich ist, verstehen viele Individualisten von heutzutage in höchst einseitiger Weise bloß das ewig unzufriedene, anarchistische und begehrerische Element im Menschen und vergessen ganz, daß doch ebenderselbe Mensch auch die streng geschlossenen Formen heutiger Zivilisation geschaffen hat, welche größere Festigkeit und Stärke besitzen als die anarchistischen Unterströmungen. Das Stärkersein der sozialen Persönlichkeit ist eine der unerläßlichsten Existenzbedingungen des Menschen. Wäre es nicht so, so hörte der Mensch auf zu existieren. Das

Begehrerische und Aufrührerische, das uns in der Psychologie des Neurotikers entgegentritt, ist nicht etwa der Mensch, wie er wirklich ist, sondern ein infantiles Zerrbild. In Wirklichkeit ist der normale Mensch „staaterhaltend und moralisch", er schafft die Gesetze und beobachtet sie; nicht weil ihm solches von außen aufgenötigt wäre — das wäre eine kindliche Idee — sondern weil er Ordnung und Gesetz mehr liebt als Laune, Unordnung und Gesetzlosigkeit.

Wenn wir die Übertragung auflösen wollen, so haben wir gegen Mächte zu kämpfen, die nicht bloß neurotischen Wert haben, sondern auch von einer allgemeinen normalen Bedeutung sind. Wenn wir den Kranken zur Auflösung des Übertragungsverhältnisses bringen wollen, dann verlangen wir von ihm etwas, was eigentlich vom Durchschnittsmenschen selten oder nie verlangt wird, nämlich, daß er sich selber gänzlich überwinde. Dieses Verlangen haben eigentlich bloß gewisse Religionen an den Menschen gestellt. Diese Forderung macht den zweiten Teil der Analyse so sehr schwierig.

Bekanntlich ist es ja ein gewöhnliches infantiles Vorurteil, daß Liebe ein Anrecht darauf gebe, Ansprüche zu stellen. Der infantile Begriff des Liebens ist: vom Andern Geschenke erhalten. Auf Grund dieser Definition erheben die Patienten Ansprüche und benehmen sich damit nicht anders als die meisten Normalen, deren infantile Begehrlichkeit nur durch die Erfüllung der Lebenspflichten und der dadurch geschaffenen Libidosättigung nicht zu hohe Grade erreicht und infolge einer gewissen Temperamentlosigkeit auch a priori keine Neigung zu Leidenschaftlichkeit hat. Das Grundübel in der Neurose ist, daß der Patient an Stelle einer besonderen und eigenartigen Anpassungsleistung, die ein hohes Maß von Selbsterziehung erforderte, seine infantilen (regressiv belebten) Ansprüche setzt und anfängt zu markten. Der Arzt wird kaum gewillt sein, den Ansprüchen, die der Patient an ihn persönlich stellt, nachzugeben, er wird aber unter Umständen sich loskaufen wollen durch Kompromißvorschläge: z. B. suggestive Gewährung moralischer Freiheiten, deren Maxime zugleich auch das Prinzip einer allgemeinen Erniedrigung des Kulturniveaus wäre. Dabei kommt aber bloß der Patient auf eine niederere Stufe und wird auf diese Weise inferior. Es ist übrigens auch gar keine Frage der Zivilisation, sondern mehr ein Loskaufen aus dem Übertragungszwange durch Anbietung anderer (angeblicher) Vorteile. Es läuft aber dem wirklichen Interesse des Patienten durchaus zuwider,

wenn ihm kompensierende Vorteile geboten werden, dadurch wird er von dem, woran er leidet, nämlich von seiner infantilen Begehrlichkeit und Bequemlichkeit, nie befreit. Davon befreit nur die Selbstüberwindung.

„Von der Gewalt, die alle Wesen bindet,
Befreit der Mensch sich, der sich überwindet."

Der Neurotiker hat zu beweisen, daß er so gut wie ein Normaler vernünftig leben kann. Ja, er muß noch mehr können als ein Normaler, nämlich er muß ein großes Stück Infantilismus aufgeben, was vom Normalen niemand verlangt.

Öfter versuchen die Patienten, sich durch besondere Abenteuer zu überzeugen, ob man nicht doch infantil weiter existieren könnte. Es wäre ein großer Fehler, wenn der Arzt sie daran hinderte. Es gibt Erfahrungen, die man nur machen, aber nie durch Vernunft ersetzen kann. Solche Erfahrungen sind oft von unschätzbarem Wert für die Patienten.

Nirgends, wie in diesem Abschnitt der Analyse, wird es darauf ankommen, inwiefern der Arzt selber analysiert ist. Hat der Arzt selber noch einen ihm unbewußten infantilen Typus des Begehrens, so wird er nie und nimmer imstande sein, seinen Patienten eben gerade darüber die Augen zu öffnen. Es ist auch ein offenes Geheimnis, daß neben der Analyse und weit über sie hinaus intelligente Patienten in der Seele ihres Arztes lesen, um sich dort die Bestätigung der heilenden Formel zu suchen — oder das Gegenteil. Es ist ganz unmöglich — auch mit der feinsten Analyse — zu verhindern, daß der Patient instinktiv die Art seines Arztes, sich mit Lebensproblemen abzufinden, annimmt. Dagegen hilft nichts, denn die Persönlichkeit lehrt mehr als dicke Folianten voll Weisheit. Es nützen alle Wolken nichts, in die sich der Analytiker hüllen mag, um seine eigene Persönlichkeit zu verbergen; über kurz oder lang wird ihm der Fall begegnen, der ihm die Karten aufdeckt. Ein Arzt, der es von Grund auf ernst nimmt mit seinem Berufe, sieht sich vor die unerbittliche Forderung gestellt, die Prinzipien der Psychoanalyse auch an sich selber wahr zu machen. Er wird erstaunt sein, zu sehen, wie viel anscheinend technische Schwierigkeiten in der Analyse dadurch verschwinden. Ich rede, wohlverstanden, hier nicht vom Anfangsstadium der Analyse, das man als Stadium der Komplexauffindung bezeichnen könnte, sondern von diesem letzten, außerordentlich dornenreichen

Stadium, wo es sich um die sogenannte „Auflösung der Übertragung“ handelt.

Es ist mir vielfach vorgekommen, daß Anfänger die Übertragung für ein gänzlich abnormes Phänomen gehalten haben, das „bekämpft“ werden müsse. Nichts ist unrichtiger als diese Auffassung. In der Übertragung haben wir zunächst bloß eine Verfälschung, eine sexualisierte Karikatur jenes sozialen Bandes zu erblicken, welches die menschliche Gesellschaft zusammenschließt und auch jene engen Bindungen zwischen Gleichgesinnten erzeugt. Diese Bindung ist eine der wertvollsten sozialen Bedingungen, die man sich denken kann, und es wäre ein grausamer Irrtum, diesen sozialen Versuch des Patienten in toto abzulehnen. Diese Strömung ist bloß von den regressiven Bestandteilen, dem infantilen Sexualismus, zu reinigen. Dadurch wird das Übertragungsphänomen zum nächstliegenden Anpassungsinstrument. Die einzige große Gefahr ist, daß unerkannte infantile Ansprüche beim Arzt sich mit den gleich laufenden Ansprüchen des Patienten identifizieren. Dem entgeht der Arzt nur dadurch, daß er sich selber einer rigorosen Analyse durch einen Andern unterwirft. Er lernt dabei auch verstehen, was Analyse eigentlich heißt und wie es sich anfühlt, wenn man's an der eigenen Seele erfährt. Jeder Einsichtige wird sofort sehen, wie sehr dies auch seinen Patienten zu statten kommt. Es gibt Ärzte, welche glauben, sie kämen mit Selbstanalyse aus. Das ist Münchhausen-Psychologie, mit der sie sicher stecken bleiben. Sie vergessen, daß eine der wichtigsten therapeutisch wirksamen Bedingungen eben gerade die Unterwerfung unter das objektive Urteil eines Andern ist. Gegen sich selber ist man bekanntlich trotz Allem und Allem blind. Die Alleingängerei und autoerotische Geheimtuerei sollte der Arzt zuallererst ablegen, wenn er seine Patienten zu sozial reifen und selbständigen Persönlichkeiten erziehen will.

Ich weiß mich auch eins mit Freud, wenn ich die beinahe selbstverständliche Forderung aufstelle, daß ein psychoanalytischer Arzt seine Lebenspflichten in dem ihm zukommenden Maß erfüllt. Tut er das nicht, so kann nichts verhindern, daß seine ungenügend beschäftigte Libido sich nicht automatisch auf seine Patienten niederschlägt und schließlich die ganze Analyse verfälscht. Unreife und untüchtige Menschen, die selber neurotisch sind und nur mit einem Fuß im Leben stehen, stiften mit der Analyse meistens nur Unsinn. Exempla sunt odiosa! Die Medizin in der Hand eines Toren war von jeher Gift und Tod. Wie wir vom Chirurgen außer Fachkenntnis eine geschickte Hand,

Mut, Geistesgegenwart und Entschlußkraft verlangen müssen, so müssen wir noch vielmehr beim Psychoanalytiker eine überaus ernsthafte psychoanalytische Durchbildung der eigenen Persönlichkeit erwarten, wenn wir ihm einen Kranken anvertrauen wollen. Ich möchte geradezu sagen, daß die Erwerbung und Handhabung der Psychoanalyse nicht nur psychologische Begabung, sondern in allererster Linie ein ernsthaftes Bemühen um die eigene Charakterbildung beim Arzt voraussetzt.

Die Technik der „Auflösung der Übertragung“ ist natürlich dieselbe wie früher. Einen breiten Raum nimmt selbstverständlich das Problem ein, was der Patient mit seiner von der Person des Arztes zurückgezogenen Libido anzufangen habe. Auch hier ist die Gefahr für den Anfänger groß, aufs Raten zu verfallen und suggestive Ratschläge zu erteilen. Für den Patienten ist die Bemühung des Arztes in dieser Hinsicht äußerst bequem und daher verderblich. Man muß in dieser wichtigen Sache, wie überall in der Psychoanalyse, dem Patienten und seinen eigenen Regungen den Vortritt und die Führung lassen, auch wenn der Weg ein Irrweg zu sein scheint. Der Irrtum ist eine ebenso wichtige Lebensbedingung wie die Wahrheit. Wir verdanken in diesem zweiten Stadium der Analyse mit seinen verborgenen Klippen und Untiefen der Traumanalyse außerordentlich viel. Während uns anfangs die Träume haupstächlich wegleitend zur Auffindung der Phantasien dienten, so sind sie uns hier in oft äußerst wertvoller Weise wegleitend für die Verwendung der Libido. Durch die grundlegenden Arbeiten Freuds erfuhren wir eine immense Bereicherung unseres Wissens in bezug auf die Determination der manifesten Trauminhalte durch historische Materialien und Wunschtendenzen. Freud hat gezeigt, wie die Träume uns eine Masse subliminalen Materials zugänglich machen, meistens Erinnerungen, die für gewisse Zusammenhänge unterschwellig geworden sind. Gemäß dem Geist seiner absolut historischen Methode belehrt uns Freud in vorwiegend analytischer Beziehung. Trotz des unbestreitbar großen Wertes dieser Betrachtungsweise darf man sich aber nicht ausschließlich auf diesen Standpunkt stellen, indem die einseitig historische Auffassung der (besonders von Maeder hervorgehobenen) teleologischen Bedeutung der Träume nicht genügend Rechnung trägt. Das unbewußte Denken wäre ganz ungenügend charakterisiert, wenn wir es bloß vom Standpunkt seiner historischen Determination betrachteten. Zu seiner vollkommenen Würdigung gehört unbedingt auch die seiner teleologischen oder pro-

spektiven Bedeutung. Wenn wir die Geschichte des englischen Parlamentes bis in seine ersten Anfänge zurückverfolgen, so erwerben wir uns zweifellos ein ausgezeichnetes Verständnis für seine Entwicklung und die Determination seiner jetzigen Form. Damit ist aber noch gar nichts gesagt über seine prospektive Funktion, d. h. über seine Aufgaben, die es jetzt und in Zukunft zu lösen hat. Dasselbe gilt von den Träumen, deren prospektive Funktion vom Aberglauben aller Zeiten und Völker einzig geschätzt wurde. Daran wird wohl viel Wahres sein. Nicht daß wir uns vermessen könnten, dem Traum ein prophetisches Voraussehen zuzutrauen, wir können aber wohl mit Recht vermuten, daß unter seinen subliminalen Materialien auch jene Zukunftskombinationen aufzufinden wären, die darum subliminal sind, weil sie noch nicht den bewußtseinsfähigen Deutlichkeitsgrad erreicht haben. Ich meine damit jene undeutlichen Ahnungen, die wir bisweilen vom Zukünftigen haben, und die nichts anderes sind als sehr feine, subliminale Kombinationen, deren objektiven Wert wir noch nicht zu apperzipieren vermögen.

Mit Hilfe dieser finalen Komponente des Traumes werden die Zukunftstendenzen des Kranken elaboriert, und so tritt der Genesende, wenn diese Arbeit gelingt, aus der Behandlung und dem halbinfantilen Übertragungsverhältnis über in ein innerlich sorgfältig vorbereitetes Leben, das er sich selber gewählt hat und mit dem er sich nach reiflicher Überlegung einig erklären kann.

Es ist begreiflich, daß die psychoanalytische Methode nie zu poliklinischer Anwendung taugt und deshalb immer den Händen der Wenigen anvertraut bleiben muß, die auf Grund angeborener erzieherischer und psychologischer Fähigkeiten eine besondere Eignung und eine besondere Freude an diesem Berufe mitbringen. So wie nicht jeder Arzt eo ipso ein guter Chirurg ist, so ist auch nicht jeder zur Psychoanalyse befähigt. Wegen des vorwiegend psychologischen Charakters der psychoanalytischen Arbeit wird es schwer halten, sie für den Mediziner zu monopolisieren. Über kurz oder lang werden sich auch andere Fakultäten der Psychoanalyse bemächtigen, sei es aus praktischem oder sei es aus theoretischem Interesse. Solange auch die offizielle Wissenschaft die Psychoanalyse als absoluten Unsinn von der allgemeinen Diskussion ausschließt, ist es kein Wunder, wenn die Angehörigen anderer Fakultäten sich früher dieses Stoffes bemächtigen als die offizielle Medizin. Dies wird um so mehr der Fall sein, als die Psychoanalyse auch eine allgemeine psychologische Forschungs-

methode und ein heuristisches Prinzip erster Ordnung im Gebiete der Geisteswissenschaften ist.

Hauptsächlich durch die Arbeiten der Züricher Schule ist die Anwendbarkeit der Psychoanalyse als Forschungsmethode im Gebiet der Geisteskrankheiten dargetan worden. Die psychoanalytische Erforschung der Dementia praecox z. B. hat uns die bedeutsamsten Einsichten in den psychologischen Aufbau dieser merkwürdigen Geisteskrankheit gebracht. Es führte uns hier allzu weit, wenn wir auf die Ergebnisse dieser Untersuchungen eingehen wollten. Die Lehre von den psychologischen Determinationen innerhalb dieser Krankheit ist allein schon ein ungemein weitläufiges Gebiet und wenn wir gar von den symbolistischen Problemen der Dementia praecox handeln wollten, so müßte ich Ihnen Berge von Material vorlegen, die ich im Rahmen dieser allgemein orientierenden Vorlesungen unmöglich bewältigen könnte. Die Frage der Dementia praecox hat sich nämlich darum so außerordentlich kompliziert, weil der vor relativ kurzer Zeit erfolgte Einbruch der psychoanalytischen Fragestellung in das Gebiet der Mythologie und vergleichenden Religionswissenschaft uns einen tiefen Einblick in die völkergeschichtliche Symbolistik eröffnet hat. Für den Kenner der Traum- und Schizophreniesymbolik war der frappante Parallelismus zwischen den heutigen Inidividualsymbolen und denen der Völkergeschichte ein überwältigender Eindruck. Besonders deutlich ist der Parallelismus der ethnischen Symbole mit denen der Schizophrenie. Diese Komplikation der Psychologie mit dem Problem der Mythologie macht es mir unmöglich, Ihnen meine Auffassungen der Dementia praecox des nähern auseinanderzusetzen. Ich muß auch aus den gleichen Gründen darauf verzichten, Ihnen die Ergebnisse der psychoanalytischen Forschung auf dem Gebiete der Mythologie und der vergleichenden Religionswissenschaft auseinander zusetzen. Man könnte dies nicht tun, ohne die dazugehörigen Materialien vorzulegen. Das Hauptergebnis dieser Forschungen ist vorderhand die Erkenntnis des weitgehenden Parallelismus zwischen ethnischer und individueller Symbolistik. Welche Perspektiven vergleichender Völkerpsychologie sich daraus ergeben, ist bei dem heutigen Stande der Bearbeitung noch kaum abzusehen. Vorderhand hat die psychoanalytische Erkenntnis vom Wesen subliminaler Prozesse eine ganz gewaltige Bereicherung und Vertiefung durch die Bearbeitung der Mythologie zu erwarten.

Ich mußte mich darauf beschränken, im Laufe dieser Vor-

lesungen Ihnen eine mehr oder weniger allgemeine Darstellung vom Wesen der Psychoanalyse zu geben. Die Erörterung der Methode und Theorie im Detail hätte eine Menge kasuistischen Materials erfordert, dessen Darstellung auf Kosten der Übersicht über das Ganze hätte geschehen müssen. Um Ihnen aber doch einen Einblick in die konkreten Vorgänge der psychoanalytischen Behandlung zu ermöglichen, habe ich mich entschlossen, Ihnen einen ganz kurzen Analysenverlauf bei einem 11jährigen Mädchen vorzuführen. Die analytische Behandlung dieses Falles wurde von meiner Assistentin, Fräulein M. Moltzer, durchgeführt. Ich schicke voraus, daß dieser Fall weder für die Dauer noch für den Verlauf der gewöhnlichen Psychoanalyse charakteristisch ist, ebensowenig wie ein Individuum charakteristisch ist für alle andern. Nirgends ist die Abstraktion allgemein gültiger Regeln so schwierig wie in der Psychoanalyse, daher man sich besser zu vieler Formulierungen enthalte. Man vergesse nie, daß trotz der großen Gleichförmigkeit der Konflikte oder Komplexe jeder Fall sozusagen ein Unikum ist. Denn jedes Individuum ist ein Unikum. Jeder Fall fordert vom Arzt ein individuelles Interesse, und ebenso sind der Verlauf der Analyse und deren Darstellung von Fall zu Fall anders. Wenn ich Ihnen daher einen Fall vorführe, so ist dieser Fall ein kleiner Wirklichkeitsausschnitt aus der unendlich mannigfaltigen psychologischen Welt und zeigt alle jene anscheinend bizarren oder willkürlichen Einzelheiten, welche die Laune des sogenannten Zufalls in ein menschliches Leben streut. Ich habe nicht die Absicht, irgend etwas von dem ins Kleine gehenden psychoanalytischen Interesse zu unterdrücken, denn ich will nicht den Anschein erwecken, als ob die Psychoanalyse eine in starre Formeln gefaßte Methode wäre. Das wissenschaftliche Bedürfnis des Forschers sucht zwar immer die Regeln und Rubriken zu finden, in welche sich das Lebendigste des Lebendigen fassen ließe. Der Arzt und Beobachter hingegen muß frei von jeder Formel die lebendige Wirklichkeit in ihrem ganzen gesetzlosen Reichtum auf sich wirken lassen. So werde ich mich auch bemühen, Ihnen diesen Fall in seiner Natürlichkeit vorzuführen, und ich hoffe, es werde mir auch gelingen, Ihnen zu zeigen, wie so ganz anders sich eine Analyse entwickelt, als man dies nach bloß theoretischen Voraussetzungen vermuten könnte.

Es handelt sich um ein 11jähriges intelligentes Mädchen aus gebildeter Familie.

Ihre Krankengeschichte ist folgende: Sie hatte mehrfach die Schule verlassen müssen wegen plötzlich auftretender Übelkeit und

Kopfschmerzen. Zu Hause mußte sie sich zu Bett legen. Am Morgen wollte sie sich jeweils nicht mehr erheben und zur Schule gehen. Sie litt auch an ängstlichen Träumen, war launisch und unberechenbar. Ich machte die Mutter, die mich konsultierte, darauf aufmerksam, daß diese Dinge neurotisch seien und daß eine besondere Angelegenheit dahinter verborgen sei, wonach man das Kind fragen müsse. Diese Vermutung war keine willkürliche Konstruktion, indem jeder aufmerksame Beobachter weiß, daß, wenn die Kinder so unruhig und schlecht gelaunt sind, sie etwas plagt, das ihnen peinlich ist.

Das Kind gestand nun seiner Mutter folgende Geschichte: Sie hat einen Lieblingslehrer, für den sie schwärmt. Im letzten Vierteljahr aber war sie durch mangelhafte Leistungen etwas zurückgekommen und glaubte, in der Gunst des Lehrers gesunken zu sein. Da fing es an, daß es ihr in seinen Stunden übel wurde. Sie fühlte nicht nur Entfremdung von ihrem Lehrer, sondern auch eine gewisse Feindseligkeit gegen ihn. Sie wandte ihr freundschaftliches Interesse ganz einem armen Jungen zu, mit dem sie das Brot, das sie jeweils in die Schule mitnahm, zu teilen pflegte. Sie gab ihm nun auch das Geld, sich selber Brot zu kaufen. Einmal im Gespräch mit diesem Jungen, spottete sie über ihren Lehrer und nannte ihn „Ziegenbock". Der Junge schloß sich immer mehr an sie an und glaubte sich berechtigt, von ihr jeweils einen Tribut in Form eines kleinen Geldgeschenkes zu erheben. Da kam ihr die Angst, der Junge könnte am Ende dem Lehrer erzählen, daß sie ihn als „Ziegenbock" verspottet habe; sie versprach dem Jungen zwei Franken, wenn er ihr gelobte, es nie dem Lehrer zu sagen. Von da an fing der Junge an, sie zu erpressen. Er verlangte drohend sein Geld und verfolgte sie auf dem Schulweg mit seinen Forderungen. Sie war darob verzweifelt. Mit dieser Geschichte hingen ihre Übelkeitsanfälle aufs innigste zusammen.

Nachdem durch das Bekenntnis diese Geschichte erledigt war, trat aber die Beruhigung, die man hätte erwarten können, nicht ein. Man sieht sehr häufig, daß die Erzählung der peinlichen Angelegenheit allein schon einen großen therapeutischen Effekt haben kann, wie ich früher schon erwähnte. Allerdings pflegen solche Effekte in der Regel nicht von Dauer zu sein, wenn schon der günstige Effekt gelegentlich sehr lange anhalten kann. Eine solche Konfession ist natürlich noch lange keine Analyse. Es gibt aber viele Nervenärzte heutzutage, welche glauben, eine Analyse sei bloß eine etwas weitgehende Anamnese oder Konfession.

Nicht lange hernach hatte das Kind einen heftigen Hustenanfall, versäumte deshalb einen Tag die Schule. Darauf ging sie wieder für einen Tag in die Schule, fühlte sich dabei wohl. Am dritten Tag trat ein erneuter heftiger Hustenanfall ein, Schmerzen auf der linken Seite, Fieber und Erbrechen. Die sorgfältig kontrollierte Temperaturmessung ergab 39·4° C. Der Hausarzt befürchtete Pneumonie. Am nächsten Tag war aber wieder alles weg. Sie fühlte sich wohl, von Fieber und Übelsein keine Spur. Die kleine Patientin weinte bloß und wollte nicht aufstehen, sondern im Bett bleiben.

Dieser sonderbare Verlauf erweckte mir dringenden Verdacht auf eine ernsthafte Neurose. Ich riet deshalb zu analytischer Behandlung.

I. Sitzung. In der I. Sitzung erwies sich die Kleine als ängstlich gehemmt, dazwischen zeigte sie ein unangenehmes forciertes Lachen. Es wurde ihr zunächst Gelegenheit gegeben, davon zu sprechen, wie es einem ist, wenn man zu Bette bleiben darf. Wir hören da, daß es dann besonders herrlich ist, Gesellschaft um sich zu haben; alle kommen ans Bett, um sie zu besuchen, und namentlich kann man sich von der Mama vorlesen lassen, und zwar aus dem Buch, wo die Geschichte eines Prinzen drin steht, der krank ist und der erst gesund wird, als sein Wunsch erfüllt wird, nämlich daß sein kleiner Freund, ein armer Junge, bei ihm bleibt.

Die offenkundige Beziehung dieser Erzählung zu ihrer eigenen Liebes- und Krankengeschichte wird ihr nahegelegt, worauf sie anfängt zu weinen: Sie wolle lieber zu den anderen Kindern, um mit ihnen zu spielen, sonst liefen sie ihr davon. Das wird ihr auch sofort gestattet, worauf sie wegspringt, aber nach kürzester Zeit wieder zurückkommt, und zwar etwas verlegen. Es wird ihr darauf erklärt, daß sie nicht weggelaufen sei, weil sie befürchtete, die Gespielen könnten ihr weglaufen, sondern weil sie aus Widerstand selber davonlaufen wollte.

In der II. Sitzung erweist sie sich als weniger ängstlich und gehemmt. Das Gespräch kommt auf den Lehrer. Sie geniert sich, von ihm zu sprechen. Schließlich kommt das verschämte Geständnis: „sie habe ihn eben sehr gern". Es wird ihr erklärt, daß sie sich deshalb nicht zu schämen brauche; im Gegenteil sei ihre Liebe eine wertvolle Garantie, daß sie dann in seinen Stunden das Beste leisten würde. „Ich darf ihn also gern haben?" fragte darauf die Kleine mit glücklichem Gesichte.

Durch diese Aufklärung wird das Kind in seiner Liebeswahl berechtigt erklärt. Sie hatte sich, wie es scheint, gescheut, sich ihr

Gefühl für den Lehrer einzugestehen. Warum sie sich scheute, ist nicht ohneweiters zu beantworten. Wenn die bisherige Auffassung annimmt, daß die Libido darum nur mit Schwierigkeit sich der außerfamiliären Persönlichkeit bemächtigt, weil sie sich noch in der inzestuösen Bindung befindet, so macht dies zwar einen plausibeln Eindruck, dem man sich nur schwer entziehen kann. Es ist aber dagegen hervorzuheben, daß sich die Libido mit großer Vehemenz des armen Jungen angenommen hat, der doch ebenfalls ein außerfamiliäres Objekt ist. Man muß daraus schließen, daß die Schwierigkeit nicht bei der Libidoübersetzung auf das außerfamiliäre Objekt liegt, sondern bei einem andern Umstand. Die Liebe zum Lehrer bedeutet eine schwierigere Leistung, sie stellt viel mehr Anforderungen als die Liebe zu dem kleinen Jungen, welche gar keine Anforderungen an die moralische Leistung des Mädchens stellt. Der Hinweis in der Analyse, daß die Liebe sie ja befähigen könnte, bei ihrem Lehrer das Beste zu leisten, führt das Kind zu seiner eigentlichen Aufgabe zurück, nämlich zur Anpassung an den Lehrer. Wenn die Libido vor einer notwendigen Aufgabe zurückweicht, so geschieht dies aus jenen allgemein menschlichen Gründen der Bequemlichkeit, die nicht nur beim Kinde, sondern auch beim primitiven Menschen und beim Tier in besonders hohem Grad entwickelt ist. Die primitive Trägheit und Bequemlichkeit ist der erste Gegengrund gegen Anpassungsleistungen. Wenn die Libido dazu nicht angewendet wird, dann stagniert sie und macht die unvermeidliche Regression auf frühere Objekte oder Anpassungsmodi. Daraus stammt dann jene auffallende Belebung des Inzestkomplexes. Die Libido weicht vor dem schwererreichbaren und zu großen Leistungen verpflichtenden Objekt aus und wendet sich dem billigen Objekt zu und zuletzt dem allerbilligsten, nämlich den infantilen Phantasien, welche dann zu eigentlichen Inzestphantasien ausgebaut werden. Die Tatsache, daß man immer, wo eine Störung der psychologischen Anpassung vorliegt, eine zu starke Entwicklung der Inzestphantasie findet, könnte auch, wie ich vorhin zeigte, als ein regressives Phänomen aufgefaßt werden, also derart, daß die Inzestphantasie von sekundärer und nicht kausaler Bedeutung, dagegen die Scheu des natürlichen Menschen vor irgend welchen Anstrengungen das Primäre wäre. Das Zurückweichen vor gewissen Aufgaben wäre demnach nicht daraus zu erklären, daß der Mensch die inzestuöse Beziehung vorzöge, sondern er fällt notgedrungenerweise darauf zurück, weil er die Anstrengung scheut. Man müßte dann annehmen, daß die Scheu vor bewußter Anstrengung mit der Bevorzugung

des Inzestverhältnisses als identisch zusammenfalle. Dies wäre aber ein offenkundiger Irrtum, indem nicht nur der primitive Mensch, sondern auch die Tiere eine ungeheure Abneigung gegen intendierte Anstrengung haben und daher so lange einer absoluten Faulheit huldigen, als sie nicht durch die Umstände zu Leistungen gedrängt werden. Man kann aber weder vom ganz primitiven Menschen noch von den Tieren behaupten, daß die Bevorzugung des Inzestverhältnisses die Scheu vor Anpassungsleistungen verursache, indem besonders in letzterem Fall von Inzestverhältnis überhaupt nicht die Rede sein kann.

Bezeichnenderweise drückt das Kind seine Freude nicht darüber aus, daß es nun das Beste für den Lehrer leisten dürfe, sondern daß sie ihn zuerst einmal lieben dürfe. Das ist das, was sie zuerst heraushört, denn das paßt ihr. Ihre Erleichterung kommt von der Bestätigung, daß sie berechtigt sei zur Liebe dem Lehrer gegenüber — auch ohne daß sie zuvor sich besonders dafür anstrenge.

Die Unterhaltung gleitet weiter auf die Erpressungsgeschichte, die sie nochmals ausführlich erzählt. Wir erfahren des weitern noch, daß sie ihre Sparkassa aufbrechen wollte, und als es nicht ging, wollte sie ihrer Mutter heimlich den Schlüssel dazu entwenden. Sie äußert sich auch über den Grund der ganzen Geschichte: sie habe den Lehrer verspottet, weil er zu anderen viel netter gewesen sei wie zu ihr. Sie sei allerdings auch schlechter gewesen in seinen Stunden, besonders in der Rechnungsstunde. Sie habe einmal etwas nicht recht verstanden, habe dann aber nicht gewagt zu fragen, aus Angst, sie könnte dadurch die Schätzung des Lehrers verlieren. Sie machte infolgedessen Fehler, wodurch sie zurückkam und die Achtung des Lehrers wirklich verlor. Es ist klar, daß sie infolgedessen in eine sehr unbefriedigende Stellung gegenüber dem Lehrer kam. Um jene Zeit kam es in ihrer Klasse vor, daß es einem Mädchen übel wurde, weshalb es nach Hause gebracht wurde. Bald darauf ging es ihr ganz gleich. So versuchte sie, aus der ihr unsympathisch gewordenen Schule wegzukommen. Der Verlust der Schätzung des Lehrers führte sie einerseits zur Beschimpfung des Lehrers, anderseits zu der Geschichte mit dem Jungen, die eine deutliche Kompensation für die verloren gegangene Beziehung mit dem Lehrer ist. Die hier angeschlossene Erklärung begnügte sich mit dem Hinweis: wenn sie durch rechtzeitige Fragen sich um das Verständnis des Lehrstoffes bemühe, so erweise sie damit dem Lehrer einen Dienst.

Ich kann hier beifügen, daß dieser Wink in der Analyse gute

Folgen hatte, indem seither die Kleine zur besten Schülerin geworden ist und keine Rechnungsstunde mehr versäumt.

Aus der Erpressungsgeschichte verdient hervorgehoben zu werden, daß sie den Charakter der Unfreiheit und des Zwanges aufweist. Das ist ein durchaus gesetzmäßiges Phänomen. Sobald der Mensch sich erlaubt, seine Libido vor notwendigen Aufgaben zurückweichen lassen, so wird sie autonom und wählt sich, unbekümmert um die Proteste des Subjektes, ihre eigenen Ziele und verfolgt sie mit Hartnäckigkeit. Es ist daher eine ganz allgemeine Tatsache, daß ein faules und tatenloses Leben am meisten durch Libidozwang, d. h. alle möglichen Ängsten und unfreiwilligen Verpflichtungen heimgesucht wird. Die Ängstlichkeit und der Aberglauben vieler barbarischer Stämme liefern dafür die besten Belege, aber auch unsere eigene Kulturgeschichte, besonders die Kultur der Antike, gibt uns dafür reichliche Bestätigung. Durch die Nichtanwendung macht man die Libido herrenlos. Man darf aber nicht glauben, daß man durch forcierte Anstrengungen sich auf die Dauer vor dem Libidozwang retten könnte. Wir können nur in ganz beschränktem Maße der Libido bewußt Aufgaben stellen. Andere Aufgaben natürlicher Art wählt sie sich selber, weil sie dafür bestimmt ist. Werden diese Aufgaben umgangen, so nützt auch das arbeitsamste Leben nichts, denn man hat mit allen Bedingungen der menschlichen Natur zu rechnen. Zahllose Neurasthenien aus Überarbeitung sind auf diese Grundlage zurückzuführen, denn Arbeiten mit innerer Reibung schafft nervöse Erschöpfung.

III. Sitzung. In der III. Sitzung erzählt das Mädchen einen Traum, den sie im Alter von 5 Jahren gehabt hatte und der ihr einen unvergeßlichen Eindruck machte. „Mein' Lebtag werde ich den Traum nicht vergessen," sagt sie. Ich möchte hier beifügen, daß solche Träume von ganz besonderem Interesse sind. Je länger ein Traum spontan in Erinnerung bleibt, desto größere Wichtigkeit darf ihm beigemessen werden.

Der Traum lautet: „Ich gehe mit meinem Bruder im Wald spazieren, um Erdbeeren zu suchen. Da kommt ein Wolf und springt mir nach. Ich flüchte eine Treppe hinauf, der Wolf hinter mir drein. Ich falle hinunter und der Wolf beißt mich ins Bein. Ich erwachte in Todesangst." Bevor wir auf die Assoziationen eingehen, welche uns die kleine Patientin geben wird, wollen wir versuchen, arbiträr ein Urteil über den möglichen Trauminhalt zu bilden, um zu vergleichen, ob die Assoziationen des Kindes sich dann in der gleichen Richtung bewegen wie unsere

Vermutung. Der Anfang des Traumes erinnert an das bekannte deutsche Märchen vom Rotkäppchen, das dem Kind natürlich bekannt ist. Der Wolf hat die Großmutter aufgefressen, ihre Gestalt angenommen und dann auch Rotkäppchen aufgefressen. Der Jäger aber tötete den Wolf und schnitt ihm den Bauch auf, worauf Rotkäppchen unversehrt wieder heraussprang. Dieses Motiv findet sich in zahllosen über die ganze Erde verbreiteten Mythen wieder, es ist das biblische Jonasmotiv. Der zunächst dahinter liegende Sinn ist ein astralmythologischer: nämlich die Sonne wird vom Meeresungeheuer verschlungen und am Morgen wieder daraus geboren. Natürlich ist die ganze Astralmythologie nichts anderes als an den Himmel projizierte Psychologie, und zwar unbewußte Psychologie; denn die Mythen wurden und werden nie bewußt ersonnen, sondern entstammen dem Unbewußten des Menschen. Daher kommt auch die bisweilen ans Wunderbare grenzende Ähnlichkeit oder Identität von Mythenformen bei räumlich seit sozusagen ewigen Zeiten getrennten Völkerstämmen. Daraus erklärt sich auch z. B. die ungemeine, vom Christentum ganz unabhängige Verbreitung des Kreuzsymbols, wofür bekanntlich Amerika ganz besonders merkwürdige Beispiele geliefert hat. Es ist allerdings nicht anzunehmen, daß die Mythen erschaffen wurden, bloß um meteorologische oder astronomische Vorgänge zu erklären, sondern die Mythen sind in erster Linie Betätigungen unbewußter Regungen, vergleichbar dem Träumen. Diese Regungen wurden veranlaßt durch regressive Libido im Unbewußten. Das Material, das zutage gefördert wird, ist natürlich Infantilmaterial, also Phantasien aus dem Inzestkomplex. So sind unschwer in allen diesen sogenannten Sonnenmythen infantile Theorien über Zeugung, Geburt und Inzestverhältnis zu erkennen; im Märchen vom Rotkäppchen ist es die Phantasie, daß die Mutter etwas esse, das ähnlich einem Kinde ist, und daß das Kind dadurch geboren wird, daß man der Mutter den Leib aufschneidet. Diese Phantasie ist eine der allergewöhnlichsten und läßt sich häufig nachweisen.

Nach dieser allgemein-psychologischen Überlegung dürften wir schließen, daß das Kind in diesem Traum eben das Zeugungs- und Geburtsproblem bearbeite. Was den Wolf betrifft, so müßte ihm die Stelle des Vaters angewiesen werden, dem das Kind unbewußt irgend eine Gewalttat an der Mutter beimißt. Auch diese Erwartung kann auf zahlreiche Mythen basiert werden, welche das Problem der Vergewaltigung der Mutter enthalten. (Ich möchte Sie bezüglich der mythologischen Parallelen auf die Sammlung von Boas verweisen, wo sich

ein prachtvolles Material an Indianersagen findet, sodann auf das Buch von Frobenius: „Das Zeitalter des Sonnengottes“ und schließlich auf die Arbeiten von Abraham, Rank, Riklin, Jones, Freud, Maeder, Silberer, Spielrein und meine eigenen Untersuchungen.) Nach dieser allgemeinen Überlegung, welche ich hier aus theoretischen Gründen machte, was in praxi natürlich nicht geschähe, wollen wir daran gehen, zu sehen, was das Kind uns über seinen Traum mitzuteilen hat. Selbstverständlich läßt man das Kind ohne irgend welche Beeinflussung einfach über den Traum reden. Die Kleine knüpft zunächst an den Biß ins Bein an und erzählt, daß einmal eine Frau, die ein Kind bekommen hatte, ihr sagte, sie könne noch die Stelle am Bein zeigen, wo der Storch sie dreingebissen habe. Diese Ausdrucksweise ist in der Schweiz eine allgemein verbreitete symbolische Geburts- und Zeugungsvariante. Wir können daher einen völligen Parallelismus zwischen unserer Deutung und dem Assoziationsgange des Kindes konstatieren. Denn die erste Assoziation, die das Kind ohne irgend welche Beeinflussung beibringt, geht auf das von uns aus theoretischen Gründen schon vorher vermutete Problem. Ich weiß zwar, daß alle die zahllosen ebenso sicheren und unbeeinflußten Fälle, welche bereits in der psychoanalytischen Literatur vorhanden sind, es nicht vermocht haben, die Behauptung unserer Gegner zu unterdrücken, wir suggerierten den Kranken unsere Deutungen. Also wird auch dieser Fall niemand überzeugen, der gesonnen ist, uns grobe Lehrlingsfehler, wenn nicht gar das Schlimmere, nämlich Fälschung, zuzutrauen.

Auf diese erste Assoziation der kleinen Patientin wird ihr die Frage vorgelegt, was ihr zum Wolfe einfalle? Worauf sie antwortet: „Ich denke an den Vater, wenn er böse ist.“ Auch diese Assoziation trifft mit unserer theoretischen Überlegung absolut zusammen. Man könnte einwenden, die Überlegung sei zu diesem Zweck und gerade nur dafür gemacht worden, entbehre somit der allgemeinen Gültigkeit. Ich denke, dieser Einwand erübrigt sich von selbst, wenn man die entsprechenden psychoanalytischen und mythologischen Kenntnisse erworben hat. Erst auf Grund des positiven Wissens ist die Gültigkeit einer Hypothese einzusehen, sonst nicht.

Wir sehen, daß der erste Einfall den Wolf durch den Storch ersetzte. Die Assoziation zum Wolf bringt uns den Vater. Im Vulgärmythos ist der Storch der Vater, denn er ist der Kinderbringer. Der anscheinend große Widerspruch, der sich erheben könnte zwischen dem

Märchen, wo der Wolf die Mutter ist, und dem Traum, wo er der Vater ist, spielt für den Traum keine Rolle; wir können uns daher einer ausführlichen Erklärung entheben. Ich habe dieses Problem bisexueller Symbole in meiner Arbeit über „Wandlungen und Symbole der Libido" des nähern erörtert. Sie wissen, daß die Legende von Romulus und Remus beide Tiere zum Range der Eltern erhoben hat, den Vogel Picus und den Wolf.

Die Angst vor dem Wolf im Traum ist also die Angst vor dem Vater. Wie die Träumerin mitteilt, hat sie darum Angst vor dem Vater, weil er sehr streng mit ihr sei. Er habe ihr auch gesagt, daß man dann Angstträume habe, wenn man etwas Böses getan habe. Sie hatte daher den Vater einmal gefragt: „Was tut denn die Mama Böses, sie hat ja auch immer Angstträume?"

Der Vater habe sie einmal geschlagen, weil sie an den Fingern lutschte, was sie gegen sein Verbot immer wieder tat. Ist das vielleicht das Böse, das sie tut? Wohl kaum, das Lutschen an den Fingern ist bloß eine etwas anachronistische infantile Gewohnheit, die für dieses Alter eigentlich kaum mehr interessant ist, sondern mehr dazu dient, den Vater zu ärgern, damit er sie straft und schlägt. Damit erleichtert sie ihr Gewissen für nicht eingestandene viel erheblichere Sünden: es stellt sich nämlich heraus, daß sie eine Reihe gleichaltriger Mädchen zu mutueller Masturbation verführt hat.

Um dieser sexuellen Neigungen willen fürchtet sie sich vor dem Vater. Doch vergessen wir nicht, daß sie den Traum schon in ihrem 5. Lebensjahr hatte, wo es sich noch nicht um diese Sexualakte gehandelt haben konnte. Also können wir die Geschichte mit den Mädchen höchstens als einen Grund für die gegenwärtige Angst vor dem Vater, nicht für die damalige Angst, auffassen. Wir können aber erwarten, daß es etwas Ähnliches sei, nämlich ein unbewußter sexueller Wunsch, entsprechend der Psychologie der vorhin erwähnten unerlaubten Handlung, deren Charakter und moralische Bewertung dem Kinde natürlich in einem ungleich höhern Maße unbewußt ist als dem Erwachsenen. Um zu verstehen, was damals das Kind bewegt haben könnte, müssen wir uns die Frage vorlegen, was denn im 5. Lebensjahr geschehen sei: Das war das Jahr, wo ihr jüngeres Brüderchen geboren wurde. Damals schon machte ihr also der Vater Angst. Die vorhin besprochenen Einfälle ergeben einen unzweideutigen Zusammenhang zwischen den sexuellen Neigungen und der Angst.

Das von der Natur mit positiven Lusttönen ausgestattete sexuelle

Problem tritt in diesem Traum in ängstlicher Form zutage, anscheinend um des bösen Vaters willen, der die moralische Erziehung repräsentiert. Dieser Traum stellt daher eine erstmalige eindrucksvolle Erscheinung des sexuellen Problems dar, offenbar angeregt durch die zeitliche Nähe der Geburt des jüngern Bruders, wo erfahrungsgemäß bei Kindern alle diese Fragen laut werden. Weil nun das sexuelle Problem an allen Ecken und Enden zusammenhängt mit der Geschichte gewisser körperlicher Lustgefühle, welche die Erziehung den Kindern möglichst zu entwerten und abzugewöhnen sucht, so kann es sich anscheinend nur manifestieren unter der verhüllenden Decke moralischer Schuldangst.

Diese Erklärung erscheint zwar plausibel, ist mir aber wegen ihrer Oberflächlichkeit ungenügend. Wir schieben damit die Schwierigkeit auf die moralische Erziehung, in der unbewiesenen Annahme, daß die Erziehung dergleichen Neurosen verursache. Dabei wird nicht berücksichtigt, daß auch Menschen mit keiner Spur von moralischer Erziehung neurotisch werden und an krankhaften Ängsten leiden. Überdies ist das Moralgesetz nicht bloß ein Übel, gegen das man sich auflehnen sollte, sondern eine Notwendigkeit, die vom innersten Bedürfnis des Menschen erzeugt wurde. Das Moralgesetz ist nichts anderes als eine äußere Manifestation des dem Menschen eingeborenen Dranges, sich selber zu unterdrücken und zu bändigen. Dieser Drang zur Domestikation oder Zivilisation verliert sich in die unergründlichen und nebelhaften Abgründe der Entwicklungsgeschichte, kann daher nie und nimmer als Folge einer gewissen von außen aufgenötigten Gesetzgebung gedacht werden. Der Mensch selber hat sich, seinem Triebe gehorchend, seine Gesetze geschaffen. Wir erfassen daher die Gründe für die ängstliche Unterdrückung des Sexualproblems bei dem Kinde schlecht, wenn wir nur die Moraleinflüsse der Erziehung berücksichtigen. Die wirklichen Gründe liegen weit tiefer in der Natur des Menschen selbst, in seinem vielleicht tragischen Zwiespalt zwischen Zivilisation und Natur oder Individualbewußtsein und Kollektivgefühl. Es hätte natürlich keinen Wert, dem Kinde die höheren philosophischen Aspekte des Problems zugänglich zu machen, das geschähe auch sicher ohne den leisesten Erfolg. Für das Kind genügt zunächst die Aufhebung der Idee, daß es etwas Unrechtes sei, sich für die Erzeugung des Lebens zu interessieren.

In der analytischen Erklärung dieses Komplexes wird deshalb dem Kinde klargemacht, wieviel Lust und Neugierde sie dem Generationsproblem entgegenbringe, und wie diese grundlose Angst nur

die ins Gegenteil verkehrte Lust ist. Der Masturbationsgeschichte wird ein tolerantes Verständnis entgegengebracht, und die Besprechung beschränkt sich darauf, das Kind auf das Unzweckmäßige seiner Handlungsweise aufmerksam zu machen, indem es zugleich belehrt wird, daß zum guten Teil seine sexuellen Handlungen nur Ausfluß der Neugierde seien, die sich aber auf einem bessern Wege befriedigen lasse. Seine große Angst vor dem Vater entspreche eigentlich einer ebenso großen Erwartung, die wegen der Geburt des Brüderchens stark ans Generationsproblem geknüpft ist. Durch die Darlegungen wird das Kind in seiner Neugierde für berechtigt erklärt. Damit wird ein großes Stück moralischen Konfliktes beseitigt.

In der IV. Sitzung erscheint das Mädchen nunmehr sehr lieb und zutraulich. Das frühere gezwungene und unnatürliche Wesen ist ganz verschwunden. Sie bringt einen Traum, den sie seit der letzten Sitzung geträumt hat. Er lautet: „Ich bin so groß wie ein Kirchturm und kann überall hinsehen. Zu meinen Füßen sind ganz kleine Kinder, so groß wie Blümchen. Da kam ein Polizist, ich sage zu ihm: ‚Wenn du eine Bemerkung machst, so nehme ich dir den Säbel und schlag dir den Kopf ab.' "

Zu der Analyse des Traumes macht sie folgende Bemerkungen: „Ich möchte größer sein als der Vater, damit er mir einmal gehorchen müßte." Zum Polizisten fiel ihr sofort der Vater ein, der Militär ist und ebenfalls einen Säbel besitzt. Der Traum erfüllt, wie klar zu sehen ist, ihre Wünsche: Sie ist als Kirchturm bedeutend größer als der Vater, und wenn der noch eine Bemerkung zu machen wagt, so schlägt sie ihm den Kopf herunter. Der Traum erfüllt ihr auch den recht infantilen Wunsch, „groß", d. h. erwachsen zu sein und selber Kinder zu haben, denn zu ihren Füßen spielen im Traum kleine Kinder. Mit diesem Traum erhebt sie sich über ihre große Angst vor dem Vater, wovon ein bedeutender Fortschritt der persönlichen Freiheit und Sicherheit des Gefühles zu erwarten ist.

Als theoretischen Nebengewinn darf man sich diesen Traum als ein deutliches Beispiel für die kompensatorische Bedeutung und teleologische Funktion der Träume anmerken. Ein solcher Traum kann nicht umhin, ein gewisses Gefühl gesteigerten Selbstbewußtseins zu hinterlassen, was für das persönliche Wohlbefinden von großem Belang ist. Daß die Symbolik dem Bewußtsein des Kindes zunächst undurchsichtig ist, tut wenig zur Sache, indem kein bewußtes Erkennen nötig ist, um aus Symbolen die entsprechenden Gefühlswirkungen herauszu-

ziehen. Es handelt sich hier um ein Wissen von Ahnungswegen, das z. B. von jeher die Wirksamkeit religiöser Symbole gesichert hat, welche, um ihre Wirkung entfalten zu können, auch kein bewußtes Erkennen voraussetzen, sondern auf dem Wege ahnungsvollen Gefühles die Seele des Frommen beeinflussen.

In der V. Sitzung erzählt das Kind folgenden Traum, den es seither geträumt hat:

„Ich stehe mit meiner ganzen Familie auf dem Dach. Die Fenster der Häuser und der gegenüberliegenden Talseite leuchten wie im Feuer. Die aufgehende Sonne spiegelt sich darin. Plötzlich sehe ich aber, wie ein Haus an der Ecke unserer Straße tatsächlich in Feuer steht. Das Feuer kommt näher und faßt unser Haus. Ich flüchte auf die Straße, die Mutter wirft mir allerhand nach, ich halte die Schürze hin, unter anderm wirft sie mir auch eine Puppe hinein. Ich sehe, daß am Haus die Steine brennen, das Holz aber bleibt unberührt stehen."

Die Analyse dieses Traumes stieß auf besondere Schwierigkeiten. Sie erstreckte sich deshalb über 2 Sitzungen. Es würde mich zu weit führen, Ihnen das gesamte zu diesem Traum herausgebrachte Material zu schildern; ich muß mich auch hier ganz auf das Notdürftigste beschränken. Die über den Traumsinn entscheidenden Einfälle setzten ein bei dem sonderbaren Bilde, wie am Haus die Steine brennen und nicht das Holz.

Es lohnt sich in gewissen Fällen, namentlich bei längeren Träumen, die auffälligsten Stücke herauszuheben, und zuerst diese zu analysieren. Dieses Verfahren ist nicht vorbildlich, entschuldigt sich aber durch das praktische Bedürfnis der Abkürzung.

„Das ist merkwürdig, wie in einem Märchen," bemerkt die kleine Patientin zu diesem Traumstück. Worauf ihr an Beispielen gezeigt wird, daß Märchen auch immer sehr sinnvoll sind. Sie antwortet dagegen: „Aber doch nicht alle Märchen haben Bedeutung, z. B. das vom Dornröschen? Was soll denn das bedeuten?" Die Erklärung auf diese Frage lautete: Dornröschen mußte 100 Jahre im Zauberschlaf warten, bis es erlöst wurde. Nur der, der mit Liebe alle Schwierigkeiten überwand und kühn die Dornenhecke durchbrach, konnte sie erlösen. So muß man oft lange warten, bis man das bekommt, was man ersehnt.

Diese Erklärung paßt sich einerseits möglichst dem Verständnis des Kindes an, anderseits steht sie in vollem Einklang mit der Geschichte dieses Märchenmotivs. Das Dornröschen hat deutliche Bezie-

hungen zu einem alten Frühlings- und Fruchtbarkeitsmythus und enthält zugleich ein Problem, das mit der psychologischen Situation eines 11jährigen Mädchens, das etwas frühreif ist, eine ungemein tiefgreifende Verwandtschaft hat. Das Dornröschenmotiv gehört zu einem ganzen Zyklus von Sagen, in denen eine von einem Drachen bewachte Jungfrau von einem Helden erlöst wird. Ohne in eine Deutung dieses Mythus hier eintreten zu wollen, hebe ich seine astronomische oder meteorologische Komponente hervor, welche besonders in der Fassung der Edda einleuchtend ist: Die Erde ist als Jungfrau vom Winter gefangen und mit Eis und Schnee bedeckt. Die junge Frühlingssonne als feuriger Held befreit sie aus dem Gefängnis der Winterkälte, wo sie lange des Erlösers geharrt hatte. Die Assoziation, die das Mädchen beibringt, ist von ihr natürlich bloß als ein Beispiel für ein bedeutungsloses Märchen gewählt und zunächst nicht als direkte Assoziation zum Traumbild des brennenden Hauses gedacht. Über dieses Stück hatte sie nur die Bemerkung gemacht, „es sei merkwürdig, wie in einem Märchen," womit sie meinte, unmöglich; denn daß die Steine brennen, ist vor allem etwas Unmögliches oder Unsinniges und Märchenhaftes. Die daran angeschlossene Erklärung zeigt ihr, daß unmöglich und märchenhaft nur zum Teil identisch sind, indem die Märchen doch auf der andern Seite sehr sinnvoll seien. Obschon das in diesem Zusammenhang gebrachte Beispiel eines Märchens anscheinend mit dem Traum nicht von ferne zu tun hat, so muß ihm doch eine besondere Aufmerksamkeit gewidmet werden, indem es als eine wie zufällige Äußerung im Laufe der Analyse des Traumes auftritt. Das Unbewußte hat gerade dieses Beispiel bereitgestellt, was kein Zufall sein kann, sondern irgend wie charakteristisch ist für die momentane Situation. Man hat in der Analyse eines Traumes auf dergleichen anscheinende Zufälligkeiten zu achten, denn es gibt auch in der Psychologie keine blinden Zufälle, obschon wir immer sehr geneigt sind, anzunehmen, das sei bloß zufälligerweise so. Man kann diesen Einwand von unserer Kritik hören, so oft man will. Für einen wirklich wissenschaftlich denkenden Menschen gibt es aber nur Kausalzusammenhänge und keine Zufälle. Wir müßten also aus der Tatsache, daß das Mädchen gerade Dornröschen als Beispiel wählte, schließen, daß dies in der Psychologie des Kindes einen zureichenden Grund hat. Dieser Grund heißt Vergleich oder partielle Identifikation mit Dornröschen, d. h. es ist in der Seele des Kindes ein Komplex vorhanden, der sich im Dornröschenmotiv ausdrückt. Diesem Schlusse hat die vorhin erwähnte dem Kinde gegebene Erklärung

Rechnung getragen. Sie ist aber nicht ganz davon befriedigt, sondern bezweifelt noch, daß die Märchen einen Sinn haben.

Als ein weiteres Beispiel eines unverständlichen Märchens bringt unsere kleine Patientin das Schneewittchen, das im Todesschlaf im Glassarg eingeschlossen lag. Wie unschwer zu sehen, gehört das Schneewittchen zum gleichen Mythenzyklus wie das Dornröschen. Schneewittchen im Glassarg enthält sogar die noch deutlicheren Hinweise auf den Jahreszeitenmythus.

Diese vom Kinde ausgewählten mythischen Stoffe weisen hin auf einen ahnungsvollen Vergleich mit der noch in Winterkälte gefangenen Erde, die der erlösenden Frühlingssonne harrt.

Dieses zweite Beispiel bestätigt das erste und die dazu gegebene Erklärung. Man kann wohl behaupten, daß das zweite Beispiel, welches den Sinn des ersten noch akzentuiert, durch die Erklärung suggeriert worden sei. Denn der Umstand, daß das Schneewittchen als ein weiteres Beispiel eines sinnlosen Märchens gebracht wird, beweist, daß das Kind die Identität von Schneewittchen und Dornröschen eben gerade nicht erkannt hat. Wir dürfen daher vermuten, daß auch Schneewittchen derselben unbekannten Quelle entstamme wie Dornröschen, nämlich einem Komplex der Erwartung kommender Ereignisse, die sich durchaus mit der Erlösung der Erde aus dem Wintergefängnis und ihrer Befruchtung durch die Strahlen der Frühlingssonne vergleichen lassen. Bekanntlich hat uralte Zeit schon der fruchtbaren Frühlingssonne das Symbol des Stieres gegeben, als jenes Tieres, das mächtigste Zeugungskraft verkörpert. Obschon es uns noch nicht ohneweiters gelingt, den Zusammenhang zwischen diesen mehr indirekt gewonnenen Einsichten und dem Traume einzusehen, so halten wir doch das Gewonnene fest und wenden uns vorderhand wieder dem Traume zu.

Das nächstliegende Traumbild schildert die Kleine, wie sie in der Schürze die Puppe auffängt. Ihr nächster Einfall belehrt uns, daß ihre Stellung und die ganze Situation im Traum einem ihr bekannten Bild entsprechen, wo dargestellt ist, wie ein Storch über ein Dorf fliegt, unten stehen die kleinen Mädchen, breiten ihre Schürzen aus und rufen ihm nach, er möge ihnen ein Kindchen bringen. Wozu die Patientin bemerkt, sie selber hätte schon längst gern ein kleines Brüderchen oder Schwesterchen. Diese Materialien, welche sie spontan gibt, stehen nun in einem klar ersichtlichen Zusammenhang mit den vorhin behandelten Mythenmotiven. Wir sehen, es handelt sich doch tat-

sächlich auch im Traume um das Problem des erwachenden Generationstriebes. Von diesen Zusammenhängen wurde dem Mädchen natürlich nichts gesagt.

Nach einer Pause, die hierauf entsteht, kommt ihr ganz abrupt der Einfall: „Als sie 5 Jahre alt gewesen sei, hätte sie sich einmal auf die Straße gelegt und sei von einem Radfahrer mitten über den Unterleib überfahren worden.“ Diese höchst unwahrscheinliche Geschichte entpuppt sich, wie zu erwarten, als eine bloße Phantasie, die zur Paramnesie geworden ist. Etwas Derartiges ist natürlich nie vorgekommen, dagegen erfahren wir, daß die kleinen Mädchen in der Schule sich gegenseitig kreuzweise über den Leib gelegt und dazu mit den Beinen gestrampelt hätten.

Wer die von Freud und mir publizierten Kinderanalysen gelesen hat, der wird in diesem kindlichen Spiel wieder dasselbe Grundmotiv des Strampelns erkennen, dem aus der ganzen Situation heraus eine sexuelle Unterströmung zuerkannt werden muß. Dieser durch unsere frühern Arbeiten belegten Auffassung entspricht der sich hier anschließende weitere Einfall unserer kleinen Patientin: „Ich möchte halt viel lieber ein lebendiges Kind haben als eine Puppe.“

Diese höchst sonderbaren Materialien, die nach der Storchphantasie vom Kinde herausgebracht werden, weisen auf typische Ansätze zu einer kindlichen Sexualtheorie hin, zugleich verraten sie uns den Ort, wo sich die Phantasie des Mädchens gegenwärtig befindet.

Es ist von Interesse zu wissen, daß eben dieses Motiv des Tretens oder Strampelns auch mythologisch zu belegen ist. Ich habe die Belege dazu in meiner Arbeit über die Libido zusammengestellt. Die Verwendung dieser frühinfantilen Phantasien im Traum, das Bestehen der Paramnesie mit dem Radfahrer und die Erwartungsspannung, die sich im Dornröschenmotiv ausdrückt, zeigen, daß das innere Interesse des Kindes an gewissen Problemen steht, welche gelöst werden sollten. Wahrscheinlich war diese Tatsache, daß das Generationsproblem die Libido angezogen hat, auch der Grund gewesen, warum die Aufmerksamkeit in der Schule nachgelassen hat, so daß die Leistung des Kindes schlechter wurde. Wie sehr dieses Problem im 12. und 13. Lebensjahr bei Mädchen in Bereitschaft steht, konnte ich in einem besonderen Falle nachweisen, den ich als „Beitrag zur Psychologie des Gerüchtes“ im Zentralblatt für Psychoanalyse veröffentlicht habe. Die besondere Bereitschaft dieses Problems ist die Ursache zu allerhand indezenten Schwätzereien unter den Kindern,

auch zu gegenseitigen Aufklärungsversuchen, die naturgemäß sehr unschön ausfallen, wodurch die Phantasie der Kinder oft sehr verdorben wird. Auch die sorgfältigste Behütung der Kinder wird nicht verhindern, daß sie nicht eines Tages das große Geheimnis doch, und zwar auf eine meist schmutzige Weise entdecken. Es wäre daher besser, die Kinder erführen gewisse wichtige Lebensgeheimnisse auf eine reinliche Art und beizeiten, sodaß sie nicht erst durch die Schulkameraden in oft sehr übler Weise aufgeklärt werden.

Diese und andere Indizien ließen den Moment geeignet erscheinen zu einer gewissen sexuellen Aufklärung. An diese Besprechung, bei welcher das Mädchen ernsthaft zuhörte, schloß sich die ebenso ernsthafte Frage: „Ob sie denn wirklich kein Kind bekommen könne?“ Diese Frage nötigte zur Aufklärung über den Begriff der sexuellen Reife.

Die VIII. Sitzung eröffnet sie mit der Bemerkung, sie habe jetzt ganz eingesehen, daß es für sie noch nicht möglich sei, ein Kind zu bekommen. Sie habe deshalb auf diesen Gedanken ganz verzichtet. Sie macht aber keinen ganz guten Eindruck. Es stellt sich heraus, daß sie den Lehrer angelogen hat. Sie war nämlich zu spät in die Schule gekommen und hatte dem Lehrer behauptet, sie hätte den Vater begleiten müssen und sei darum zu spät gekommen. In Wirklichkeit war sie aus Trägheit zu spät aufgestanden und hatte sich deshalb verspätet. Sie hatte gelogen, um die Gunst des Lehrers durch das Bekenntnis der Wahrheit nicht zu verscherzen. Die plötzlich erlittene moralische Niederlage unserer Patientin verlangt eine Erklärung. Dieses plötzliche auffällige Schwachwerden kann nach psychoanalytischen Grundsätzen eigentlich nur dann erfolgen, wenn der Analysand die momentan unumgänglichen Konklusionen aus der Analyse nicht zieht, sondern sich vielmehr noch andere Möglichkeiten offenhält. D. h. es handelt sich hier um einen Fall, wo die Psychoanalyse zwar die Libido scheinbar an die Oberfläche gebracht hat, so daß der Fortschritt der Persönlichkeit eintreten könnte; aber aus irgend einem Grund wird die Anpassung doch nicht geleistet, infolgedessen die Libido wieder auf ihren früheren regressiven Weg zurückfällt.

In der IX. Sitzung erweist es sich, daß dem tatsächlich so ist: Patientin hat sich ein wichtiges Beweisstück für ihre Sexualauffassung zurückbehalten und dementiert damit die psychoanalytische Aufklärung über den Begriff der sexuellen Reife: Sie hat nämlich verschwiegen, daß in der Schule ein Gerücht zirkuliert, wonach ein

11jähriges Mädchen von einem gleichaltrigen Jungen ein Kind bekommen habe. Dieses Gerücht ist nachgewiesenermaßen auf keine Tatsachen fundiert, sondern eine wunscherfüllende Phantasie dieses Alters. Gerüchte scheinen häufig von dieser Konstruktion zu sein, wie ich in meiner oben erwähnten kasuistischen Untersuchung über die Psychologie des Gerüchtes zu zeigen versuchte. Sie dienen dazu, den unbewußten Phantasien Luft zu schaffen und entsprechen in dieser Funktion sowohl dem Traum wie dem Mythus. Dieses Gerücht hält einen andern Weg offen: Sie hat es nicht nötig zu warten, man bekommt schon mit 11 Jahren ein Kind. Der Widerspruch zwischen geglaubtem Gerücht und analytischer Aufklärung schafft Widerstände gegen letztere, infolgedessen sie sofort entwertet wird. Mit ihr fallen auch die anderen Konstatierungen und Belehrungen, wodurch momentan Zweifel und Unsicherheit entstehen, d. h. die Libido bemächtigt sich wieder ihrer früheren Wege, sie wird regressiv. Dieser Moment ist der Moment des Rezidivs.

In der X. Sitzung erfolgen wesentliche Nachträge zur Geschichte ihres Sexualproblems. Zunächst kommt ein bedeutsames Traumfragment: „Ich bin mit anderen auf einer Waldlichtung, die von schönen Tannen umgeben ist. Es fängt an zu regnen, zu blitzen und zu donnern, zugleich wurde es dunkel. Da sah ich oben in der Luft plötzlich einen Storch."

Bevor wir auf die Analyse dieses Traumes eingehen, kann ich nicht umhin, auf seine schöne Parallele zu gewissen mythologischen Vorstellungen hinzuweisen. Das überraschende Zusammensein von Gewitter und Storch hat allerdings für den, der die Arbeiten von Adalbert Kuhn und Steinthal, auf die neuerdings Abraham wieder aufmerksam gemacht hat, kennt, nichts Überraschendes. Das Gewitter hat seit alters die Bedeutung des erdbefruchtenden Aktes, der Begattung des Vaters Himmel und der Mutter Erde, wobei der Blitz die Rolle des geflügelten Phallus, des Storchs übernimmt, dessen sexualpsychologische Bedeutung jedem Kinde bei uns bekannt ist. Die sexualpsychologische Bedeutung des Gewitters ist allerdings nicht jedermann bekannt, unserer kleinen Patientin jedenfalls sicher nicht. In Anbetracht der ganzen vorhin geschilderten psychologischen Konstellation dürfte dem Storch unzweifelhaft sexualpsychologische Deutung zukommen. Daß mit ihm das Gewitter verknüpft ist und daß demselben dabei ebenfalls sexualpsychologische Bedeutung zukommt, scheint zunächst schwer

annehmbar. Wenn wir uns aber daran erinnern, daß die psychoanalytische Erfahrung bis jetzt schon eine Unmasse rein mythologischer Zusammenhänge in den unbewußten seelischen Gebilden nachgewiesen hat, so dürfte der Schluß, daß auch in diesem Fall der sexualpsychologische Zusammenhang vorhanden sei, nicht zu fern liegen. Wir wissen aus anderen Erfahrungen, daß diejenigen unbewußten Schichten, welche ehemals mythologische Bildungen produzierten, auch im modernen Menschen noch wirksam sind und unaufhörlich produzieren. Nur bleibt die Produktion auf die Träume und die Symptomatologie der Neurosen und Psychosen beschränkt, da die verstärkte Wirklichkeitskorrektur des modernen Geistes ihre Projektion ins Reale hindert.

Kehren wir zur Analyse des Traumes zurück: Die Assoziationsfolge, die uns in die Hintergründe des Traumbildes führt, entwickelt sich von der Vorstellung des Gewitterregens aus; sie lautet wörtlich folgendermaßen: „Ich denke an Wasser — mein Onkel ist im Wasser ertrunken — es ist abscheulich, so unten im Wasser zu stecken, in der Dunkelheit — aber das Kind muß doch auch im Wasser ertrinken? — Trinkt es denn das Wasser, das im Bauche ist? — Merkwürdig, als ich krank war, schickte Mama das Wasser zum Arzt. Ich dachte, er mische etwas darein wie Sirup, woraus Kinder entstehen und Mama müsse es trinken."

Wir sehen aus dieser Einfallsreihe mit unzweifelhafter Deutlichkeit, daß auch das Kind sexualpsychologische, sogar speziell Befruchtungsvorstellungen mit dem Gewitterregen verknüpft.

Wir sehen also auch hier wieder den bemerkenswerten Parallelismus zwischen mythologischen und rezenten individuellen Phantasien. Die Einfallsreihe ist dermaßen reich an symbolistischen Beziehungen, daß sich leicht eine ganze Dissertation darüber schreiben ließe. Die Symbolik des Ertrinkens ist vom Kind selber glänzend als Schwangerschaftsphantasie aufgelöst worden, als was sie in der psychoanalytischen Literatur schon längst beschrieben ist. Die nun folgende XI. Sitzung ist ausgefüllt mit der spontanen Darstellung infantiler Befruchtungs- und Gebärtheorien, die als nunmehr erledigt abgetreten werden können. Das Kind dachte immer, daß der Mann seinen Urin in den Leib der Frau hineingebe und daß dadurch der Embryo wachse. So sei das Kind von Anfang an im Wasser, d. h. im Urin. Eine andere Version war, daß der Urin mit dem ärztlichen Sirup getrunken werde, dadurch wachse das Kind im Kopf, man spalte dann den Kopf, um

dem Wachstum des Kindes nachzuhelfen und man habe daher Hüte, um das zu verstecken. Sie hat auch eine derartige Zeichnung verfertigt, auf der sie eine Kopfgeburt darstellt. Diese Idee ist archaisch und hoch mythologisch. Ich erinnere hier nur an die Kopfgeburt der Pallas, welche aus dem Kopf des Vaters hervorging. Auch die befruchtende Bedeutung des Urins ist mythologisch, in den Rudraliedern des Rigveda finden sich dafür treffliche Belege. An dieser Stelle ist auch zu erwähnen, daß, wie die Mutter beglaubigte, in der voranalytischen Zeit die Patientin einmal behauptete, einen Hampelmann auf dem Kopfe des jungen Bruders tanzen gesehen zu haben — eine Phantasie, welcher diese Gebärtheorie ihren Ursprung verdanken dürfte.

Die Zeichnung, welche die Patientin anfertigte, hat eine merkwürdige Verwandtschaft mit gewissen eigenartigen Gebilden, die man bei den Bataks in Niederländisch-Indien findet. Es sind sogenannte Zauberstäbe oder Ahnensäulen, welche aus aufeinander gestellten Figuren bestehen. In einer ganz merkwürdigen Übereinstimmung mit dem noch in infantiler Bindung befindlichen Geisteszustand des Kindes steht die als unsinnig beurteilte Erklärung, die die Bataks selber von ihren Zauberstäben geben. Sie behaupten nämlich, daß diese aufeinander gestellten Figuren die Glieder einer Familie seien, welche wegen inzestuösen Verkehrs von einer Schlange umwunden wurden und von einer andern totgebissen worden seien. Diese Erklärung geht den Voraussetzungen der Phantasien unserer kleinen Patientin ganz parallel, auch ihre Sexualphantasie bewegt sich, wie wir anläßlich des ersten Traumes sahen, um den Vater; die Bedingung ist also, wie bei den Bataks, das Inzestverhältnis.

Eine dritte Version war die Theorie vom Wachstum des Kindes im Magendarmkanal. Die letztere Version besonders hatte, der Freudschen Lehre durchaus entsprechend, ihre besondere symptomatische Phänomenologie: Das Mädchen hat im Einklang mit der Phantasie, das Kind werde durch Erbrechen geboren, vielfach versucht, Übelkeit und Erbrechen bei sich selber zu produzieren und auf dem Klosett förmliche Übungen im Drücken angestellt, um gewissermaßen ein Kind herauszudrücken. Bei dieser Sachlage ist es nun keineswegs erstaunlich, daß in der manifesten Neurose die ersten und hauptsächlichsten Symptome gerade Nauseasymptome waren.

Wir haben nunmehr die analytische Durchleuchtung dieses Falles so weit gefördert, daß wir einen Blick auf das Gesamtergebnis werfen können. Wir fanden, daß hinter den neurotischen Symptomen

sich verwickelte Gefühlsprozesse nachweisen lassen, welche in unzweifelhaften Zusammenhängen mit den Symptomen stehen. Wenn wir es wagen dürfen, auf Grund des beschränkten Materiales allgemeine Schlüsse zu ziehen, so können wir den Verlauf der Neurose etwa folgendermaßen rekonstruieren: Die allmählich näher kommende Pubertät hat die Libido des Kindes auf eine mehr gefühlhafte als sachliche Einstellung zur Wirklichkeit gelenkt. Sie fing an, für den Lehrer zu schwärmen, wobei offenbar der sentimentale Selbstgenuß in schwärmerischen Phantasien eine größere Rolle spielte als der Gedanke an die durch solche Liebe eigentlich geforderten höheren Leistungen. Infolgedessen ließ die Aufmerksamkeit etwas zu wünschen übrig und bald auch die Leistung. Dadurch trübte sich das frühere so gute Verhältnis zum geliebten Lehrer, er wurde ungeduldig, und das durch gewisse häusliche Verhältnisse etwas anspruchsvoll gemachte Mädchen grollte ihm deshalb, anstatt daß es seine Leistungen verbesserte. Infolgedessen wandte sich seine Libido sowohl vom Lehrer wie von der Arbeit weg und geriet in jene charakteristische Zwangsabhängigkeit von dem armen Jungen, der die Situation auch nach Kräften ausnutzte. Erlaubt nämlich das Individuum bewußt oder unbewußt, daß die Libido vor einer gewissen notwendigen Aufgabe ausweicht, dann verursacht die nicht angewendete (sogenannte „verdrängte") Libido allerhand äußere und innere Zufälle, Symptome jeglicher Art, welche sich dem Individuum in peinlicher Weise aufdrängen. Infolge dieser Umstände bemächtigte sich der Widerstand gegen den Schulbesuch der ersten besten Gelegenheit, die sich auch bald darbot in jenem Mädchen, das wegen Unwohlseins nach Hause gehen durfte. Das ahmte die kleine Patientin nach. Einmal aus der Schule weg, war natürlich der Weg in die Phantasien offen. Durch die Regression der Libido wurden jene symptombildenden Phantasien zu wirksamer Aktivität erweckt und ihnen zu einem Einfluß verholfen, den sie nie zuvor besessen hatten, denn früher hatten sie nie diese bedeutende Rolle gespielt. Jetzt wurden sie zu anscheinend wichtigen Inhalten und schienen selber der Grund zu sein dafür, daß die Libido auf sie regredierte. Man könnte nämlich sagen, das Kind habe auf Grund seiner wesentlich phantastischen Art im Lehrer zu viel den Vater gesehen und infolgedessen inzestuöse Widerstände gegen ihn bekommen. Wie ich früher schon auseinandersetzte, halte ich es für einfacher und wahrscheinlicher, anzunehmen, daß es ihr eine Zeitlang bequem war, den Lehrer als Vater zu sehen und, als sie lieber den geheimen Vorgefühlen der Pubertät nachging

als den Verpflichtungen der Schule und dem Lehrer gegenüber, da ließ sie ihre Libido auf den kleinen Jungen gehen, von dem sie sich gewisse geheime Dinge versprach, welche dann die Analyse aufgedeckt hat, wie wir sahen. Auch wenn es sich in der Analyse herausgestellt hätte, daß sie tatsächlich wegen Übertragung der Vaterimago inzestuöse Widerstände gegen den Lehrer gehabt hätte, so wären diese Widerstände nichts anderes, als sekundär aufgebauschte Phantasien gewesen. Das primum movens wäre auf jeden Fall die Bequemlichkeit gewesen oder wissenschaftlicher ausgedrückt: das Prinzip des kleinsten Kraftmaßes. Ich glaube auch triftige Gründe zur Annahme zu haben — was ich hier beiläufig erwähne — daß es nicht immer ein eigentlich legitimes Interesse für die Sexualvorgänge und deren unbekannte Natur ist, welches die Regression auf infantile Phantasien entschuldigte. Denn wir finden auch bei erwachsenen Leuten, die längst über alles Sexuelle unterrichtet sind, dieselben regressiven Phantasien und doch liegt hier kein legitimer Grund dazu vor. Ich habe auch mehrfach den Eindruck empfangen, als ob jugendliche Individuen ihre angebliche Unwissenheit in der Analyse — trotz Aufklärung — zu erhalten suchen, um die Aufmerksamkeit dorthin statt auf die Anpassungsleistung zu richten. Trotzdem es mir unzweifelhaft erscheint, daß Kinder auch ihre tatsächliche oder scheinbare Unwissenheit ausnutzen, so muß doch auf der andern Seite auch betont werden, daß jugendliche Individuen auch ein Recht auf sexuelle Aufklärung besitzen. Es wäre für viele Kinder gewiß ein größerer Vorteil, wenn sie zu Hause in anständiger und vernünftiger Weise aufgeklärt würden, als daß sie in der Schule die Sache in einer schmutzigen Weise erfahren.

Durch die Analyse wurde es klar, daß beim Kinde, unserer Patientin, neben der manifesten, mit dem Leben fortschreitenden Entwicklung eine Regressivbewegung der Libido sich entwickelt hatte, welche die Neurose, das Uneinssein mit sich selber, verursachte.

Indem die Analyse sich der regressiven Neigung anpaßte, wurde das Vorhandensein einer exquisit sexuellen Neugierde, die sich mit ganz bestimmten Problemen beschäftigte, entdeckt. Die in diesen phantastischen Irrgängen gefangene Libido wurde dadurch wieder nutzbar gemacht, daß sie durch die Aufklärung von der Last infantiler und unrichtiger Phantasien befreit wurde. Durch diese Einsicht wurden dem Kinde auch die Augen geöffnet über seine Stellung zur Wirklichkeit und über seine wirklichen Möglichkeiten. Dies hatte den Erfolg, daß das Mädchen eine objektiv-kritische Stellung zu ihren

unreifen Pubertätswünschen einnehmen konnte und dadurch imstande war, auf das sowieso Unmögliche zu verzichten zugunsten der möglichen Libidoanwendung, nämlich in der Arbeit und in der Erwerbung des Wohlwollens des Lehrers. Die Analyse hat in diesem Falle nicht nur eine weitgehende Beruhigung, sondern auch einen ausgesprochenen intellektuellen Fortschritt in der Schule gebracht, infolgedessen das Kind bald zur besten Schülerin der Klasse vorrückte, was der Lehrer selber bestätigte. Im Prinzip unterscheidet sich diese Analyse von der eines Erwachsenen nicht. Es käme bloß die sexuelle Aufklärung in Fortfall, aber es fände sich etwas sehr Ähnliches an ihrer Stelle: nämlich die Aufklärung des Infantilismus der bisherigen Einstellung zum Leben und die Belehrung über die vernünftige Einstellung. Die Analyse ist eine verfeinerte sokratische Maieutik, die sich nicht scheut, auch den dunkelsten Wegen der neurotischen Phantasie nachzugehen.

Ich hoffe, daß es mir vergönnt ist, durch Mitteilung dieses zwar sehr aphoristischen Beispieles eines Analysenverlaufes Ihnen nicht nur einen Einblick in den konkreten Gang einer Behandlung und in die Schwierigkeiten der Technik, sondern auch in die Schönheit der menschlichen Seele und in ihre endlosen Probleme ermöglicht zu haben. Ich habe mit Absicht gewisse Parallelen der Mythologie herangezogen, um die allgemeinen Anwendungsmöglichkeiten der psychoanalytischen Einsichten Ihnen wenigstens anzudeuten. Zugleich möchte ich damit auch auf die weitere Bedeutung dieser Feststellung hinweisen: wir dürfen gerade im starken Hervortreten des Mythologischen in der Seele des Kindes einen deutlichen Hinweis erblicken auf die allmähliche Entwicklung des individuellen Geistes aus dem „Kollektivgeiste" der früheren Kindheit, welches Anlaß gegeben hat zu jener alten Lehre von einem unserer individuellen Existenz vorausgehenden und nachfolgenden Zustande vollkommenen Wissens.

Den Andeutungen des Mythologischen, das wir bei Kindern finden, begegnen wir wieder bei der Dementia praecox und im Traum. Diese Beziehungen sind ein weites und fruchtbares Arbeitsfeld für vergleichend psychologische Forschungen. Das ferne Ziel, zu dem diese Forschungen führen, ist eine Phylogenie des Geistes, der, vergleichbar dem Körperbau, durch mannigfache Wandlungen endlich seine heutige Form erreicht hat. Was er heute noch gewissermaßen als rudimentäre Organe besitzt, das finden wir in voller Tätigkeit bei anderen Spielarten des menschlichen Geistes und bei gewissen krankhaften Zuständen.

Mit diesen Hinweisen habe ich nunmehr auch den gegenwärtigen

Stand der Forschung erreicht und wenigstens diejenigen Erkenntnisse und Arbeitshypothesen skizziert, welche für meine gegenwärtige und fernere Arbeit charakteristisch sind. Es war mein Bestreben, gewisse von den Freudschen Hypothesen abweichende Ansichten nicht als kontradiktorische Behauptungen aufzustellen, sondern als organische Weiterentwicklung der von Freud in die Wissenschaft eingeführten Grundgedanken darzustellen. Es schickt sich nicht, die Entwicklung der Wissenschaft dadurch zu stören, daß man sich mit möglichst veränderter Nomenklatur auf einen möglichst gegensätzlichen Standpunkt begibt — dies ist das Vorrecht der Wenigsten; aber auch sie sehen sich genötigt, nach einiger Zeit von ihrer einsamen Höhe herunterzusteigen, um sich wieder dem langsamen Gange der durchschnittlichen Erfahrung und Urteilsbildung anzuschließen. Ich hoffe auch nicht, daß der verständnisvolle Kritiker mir wieder einmal den Vorwurf macht, ich hätte meine Hypothese aus der blauen Luft heruntergeholt. Ich hätte es nie gewagt, mich über die bestehenden Hypothesen hinwegzusetzen, wenn mir nicht hundertfältige Erfahrung gezeigt hätte, daß meine Ansichten in praxi sich voll bewähren. Man darf auf den Erfolg einer wissenschaftlichen Arbeit keine zu großen Hoffnungen setzen, sollte sie aber ihren Leserkreis finden, so wage ich doch die Hoffnung auszusprechen, daß sie mit dazu beitragen möge, viele Mißverständnisse aufzuklären und manche Hindernisse, die sich dem Verständnisse der Psychoanalyse in den Weg gestellt haben, zu beseitigen. Freilich mangelnde psychoanalytische Erfahrung ersetzt meine Arbeit nicht. Wer im Gebiet der Psychoanalyse mitreden will, hat nach wie vor seine Fälle ebenso gründlich zu erforschen, wie es innerhalb der psychoanalytischen Schule geschieht.

Druck von Rudolf M. Rohrer in Brünn.

Druck von Rudolf M. Rohrer in Brünn.

JUNG, VERSUCH EINER DARSTELLUNG DER PSYCHOANALYTISCHEN THEORIE.



VERSUCH EINER DARSTELLUNG DER PSYCHOANALYTISCHEN THEORIE.

NEUN VORLESUNGEN,
GEHALTEN IN NEW-YORK IM SEPTEMBER 1912

VON

C. G. JUNG.

SONDERABDRUCK
AUS DEM
JAHRBUCH FÜR PSYCHOANALYTISCHE UND PSYCHOPATHOLOGISCHE FORSCHUNGEN, V. BAND.

LEIPZIG UND WIEN.
FRANZ DEUTICKE.
1913.

Verlags-Nr. 2111.